

168, 33.

JAHRESBERICHT

ÜBER DAS

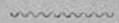
GYMNASIUM ZU MÜHLHAUSEN

BETREFFEND

DAS SCHULJAHR VON OSTERN 1872 BIS DAHIN 1873

VON

KARL WILHELM OSTERWALD,
DIRECTOR UND PROFESSOR.



VORAN GEHT:

EINE ABHANDLUNG: ÜBER DIE URSPRÜNGLICHE BEDEUTUNG UND GESTALT
DER JOHANNISFESTE UND DER DAMIT VERWANDTEN FEIERN

VON

HERMANN KLUGE.



9m4
2 (1873)

MÜHLHAUSEN I. TH.
W. RODE'S BUCHDRUCKEREI — TH. VORHAUER.

JAHRESBERICHT

GYMNASIUM ZU MÜHLHAUSEN



DAS SCHULJAHR VON OSTERN 1872 BIS

KARL WILHELM OSTERWALD

VORAN GEHT

EINE ANNAHME ÜBER DIE URSACHEN DER VERBREITUNG DER KÖNIGSPEISER-KRANKHEIT

HERMANN KLUGG

MÜHLHAUSEN I. TH. W. BOSE'S VERLAGS- UND DRUCKEREI

Ueber die

ursprüngliche Bedeutung und Gestalt der Johannisfeste und der damit verwandten Feiern.

von

Hermann Kluge.

Unter den Trümmern, die sich von alten Religionsgebräuchen der heidnischen Zeit bei dem deutschen Volke erhalten haben, gehören zu den interessantesten und augenscheinlich ältesten diejenigen Reste alter Sitten, welche wir als Johannisgebräuche und ähnliche Feiern zum Theil zu christlichen Zwecken verwendet sehen. Dass diese Gebräuche heidnischen Ursprunges seien, sahen von einem Theile derselben schon mittelalterliche Schriftsteller. Vom grössern Theile derselben ist dies erst von Grimm klar dargelegt worden. Grimm giebt in der Mythologie eine umfassende Zusammenstellung dahin gehöriger abergläubischer Gebräuche und Namen und fügt seinem Berichte darüber auch eine nach seiner Gewohnheit sehr vorsichtige und zurückhaltende Deutung bei. (Grimm Myth. 578 ff.). Diese Deutung ist von Verschiedenen verschieden aufgefasst und ausgeführt worden. Auf die zwei wichtigsten verschiedenen Interpretationen durch Wolf und Kuhn werden wir unten zu sprechen kommen. Kuhn hat in seinem geistvollen Buche: „Die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes“ eine so zweckmässig ausgewählte Sammlung der charakteristischsten hierher gehörigen Züge und Gebräuche gegeben, dass wir nur in Wenigem über diese Sammlung hinausgehen brauchen, um ein ausreichendes Material für den Zweck einer Deutung der in Frage stehenden Gebräuche zu besitzen. Denn der Zweck unserer Untersuchung soll nicht der sein, eine vollständige Sammlung aller der mit dem Johannisfeste und ähnlichen Feiern zusammenhängenden, an allen Orten Deutschlands landesüblichen Gebräuche zu bieten, sondern vielmehr der, aus den für Erkenntniss des Characters der genannten Feiern wichtigsten Resten die Bedeutung dieser Feste und so viel als möglich ihre ursprüngliche Gestalt zu ergründen zu suchen.

Um einer solchen Untersuchung die nöthige Basis zu schaffen, ist es erforderlich, uns in kurzen Zügen den ganzen Character der in Frage stehenden Feste in das Gedächtniss zu rufen und deshalb die hauptsächlichsten Gebräuche vorläufig summarisch zusammenzustellen; besondere Einzelheiten werden dann im Laufe der Untersuchung ihre Behandlung finden.

Der charakteristischste von allen hierher gehörigen Gebräuchen ist der, dass am Johannistage, in manchen Gegenden noch jetzt, und früher in noch weit ausgehnterem Masse, Feuer auf den Höhen angezündet zu werden pflegen; hieran lehnen sich dann eine Anzahl anderer grösserer und kleinerer, deutlicherer und verwischterer Züge an. Von den Angaben, die Grimm in seiner Mythologie darüber macht, führen wir an dieser Stelle nur folgende über die Konzer Johannisfeuer an. Grimm bringt hierüber Myth. 586 f. diesen Bericht bei:

„Jedwedes Haus liefert ein Gebund Stroh auf den Gipfel des Stromberges, wo sich gegen Abend Männer und Burschen versammeln; Frauen und Mädchen sind beim Burbacher Brunnen aufgestellt. Nun wird ein mächtiges Rad dergestalt mit Stroh bewunden, dass gar kein Holz mehr zu sehen ist und durch die Mitte eine starke, zu beiden Seiten drei Fuss vorstehende Stange gesteckt, welche die Lenker des Rades erfassen; aus dem übrigen Stroh bindet man eine Menge kleiner Fackeln. Auf ein vom Maire zu Sieck (der nach altem Gebrauch dafür einen Korb Kirschen empfängt) gegebenes Zeichen erfolgt mit einer Fackel die Anzündung des Rades, das nun schnell in Bewegung gesetzt wird. Jubelgeschrei erhebt sich, Alle schwingen Fackeln in die Luft, ein Theil der Männer bleibt oben, ein Theil folgt dem rollenden, bergab zur Mosel geleiteten Feuerrad. Oft erlischt es vorher; gelangt es brennend in die Fluth, so weissagt man daraus eine gesegnete Weinernte, und die Konzer haben das Recht, von den umliegenden Weinbergen ein Fuder weissen Weins zu erheben. Während das Rad vor den Frauen und Mädchen vorüberläuft, brechen sie in Freudengeschrei aus, die Männer auf dem Berg antworten; auch die Einwohner benachbarter Dörfer haben sich am Ufer des Flusses eingefunden und mischen ihre Stimmen in den allgemeinen Jubel. — Ebenso sollen jährlich zu Trier die Metzger ein Feuerrad vom Gipfel des Paulsberges in die Mosel hinabgelassen haben.“ —

Dieses hier zuletzt angeführte Volksfest, welches wir im Laufe der Untersuchung noch näher beschrieben finden werden, fand indessen nach Hocker, Geschichten, Sagen und Legenden des Mosellandes S. 415 ff. nicht zu Johannis, sondern am Sonntag Invocavit, statt.

An bei weitem den meisten Orten wird indessen das Johannisfeuer nicht auf diese Weise gebrannt, sondern es wird einfach ein Scheiterhaufen angezündet. Belege für diese Art der Feuer anzuführen, ist kaum nothwendig, da die jetzige Generation sie wohl aus eigener Anschauung kennt. Ich selbst habe dieselben in der Magdeburger Gegend alljährlich auf den Höhen im Umkreise leuchten sehen und zwar als einfache Scheiterhaufen von Stroh und Reisholz, meist noch mit Pech und Theer getränkt. Allerdings geschieht das in dieser Gegend meist nicht zu Johanni, sondern zu Ostern. Indessen scheint das keinen Unterschied im Character dieser Feiern zu begründen, da ja auch der schon erwähnte und unten näher anzuführende Bericht Hocker's in der Osterzeit einen dem Johannisfeuer zu Konz überaus ähnlichen Gebrauch constatirt. Ueberhaupt erscheinen noch in verschiedenen andern Jahreszeiten

derartige Feuer, an die sich schliesslich der gleiche Aberglaube anlehnt, so dass wir Johannis-, Martini-, Michaelis-, Weihnachts-, Charsamstags-, Fastnachts- und Osterfeuer kennen. S. hierüber Kuhn, Herabk. des Feuers etc. S. 43.

Dass auch schon früher zu Johannis nicht nur Räder, sondern auch Scheiterhaufen angezündet seien, beweist, was Kemble (die Sachsen in England I, 296 f.) aus einer Handschrift der Harlej. Sammlung citirt, eine Stelle, in der verschiedene Johannisgebräuche aufgeführt werden. Hier stehen als zweierlei Gebräuche nebeneinander:

colligunt pueri in quibusdam regionibus ossa et quaedam immunda et insimul cremant; — — — Gentium de rota, quam faciunt volvi.

Die Worte „ossa et quaedam immunda insimul cremant“ sind doch ohne Zweifel so zu verstehen, dass dabei an einen Scheiterhaufen zu denken ist.

Ausserdem führt Kuhn Herabk. d. F. 44 Berichte über sogenannte Nothfeuer an, die bei Epidemien und Viehseuchen entzündet wurden und zwar in der Art, dass man durch Reibung einer Walze in zwei eichenen Pfählen Feuer erzeugte und dann Scheiterhaufen damit entzündete. Dass diese aber in ihrer Bedeutung mit dem Johannisfeuer gleichwerthig erschienen, beweist der Umstand, dass, wenn für dieselben ein festgesetzter Tag genannt wird, der Johannistag als solcher gilt, sowie ferner der für diese Nothfeuer vorkommende Name „St. Johannis noodfür“ (Griese; Grimm, Mythol. 579) oder „St. Johans noodfür.“ (Dähnert s. v. noodfür.) Wir müssen demnach zwei nebeneinander stehende Bräuche annehmen, entweder durch einfache Scheiterhaufen dieses Feuerfest zu feiern, oder, wo Berge und Wasser sich nebeneinander befanden, durch Räder, die man brennend vom Berge in den Fluss rollen liess.

An diese Hauptgebräuche lehnen sich dann verschiedene abergläubische Sitten an, die sich, wenigstens zum Theil, auch noch in den Gegenden erhalten haben, in denen man keine Feuer mehr an den betreffenden Tagen anzuzünden pflegt. Zu diesen abergläubischen Vorstellungen gehört zunächst die Heilkraft, die man den Feuern zuschreibt, so dass man das Vieh hindurchtreibt, oder auch selbst hinüberspringt; ebenso nimmt man Brände von solchem Feuer mit nach Hause, da man ihnen heilbringende Kräfte zuschreibt; man schöpft zu Ostern und zu Johannis Oster- und Johanniswasser, welches Krankheiten vertreibt; man windet am Johannistage Kränze von Blumen und Kräutern, (in Schweden zu Weihnachten Kränze und Kronen von Stroh) welche man aufbewahrt, um heilkräftigen Thee daraus zu bereiten; man kennt Johannisblumen, Johannis- und Martinsgerten, die auf den Düngerhaufen gesteckt, oder über der Thür befestigt, vor Unheil schützen und die durch Berühren Körperschäden heilen; ein Gleiches gilt von der Johannishand, (der Wurzel vom Adlerfarren) und von dem räthselhaften, zauberkräftigen Farn- oder Fahrsamen.

Das sind Züge, welche den an verschiedenen Tagen des Jahres gefeierten Festen theils gemeinsam sind, theils einem von den genannten Tagen eigenthümlich zugehören.

Sehen wir nun, welches die Deutungen seien, welche man bis jetzt aufgestellt hat, um diese hier in der Kürze geschilderten Bräuche und abergläubischen Vorstellungen zu erklären.

Uebergehen wir die mittelalterlichen Auslegungen, welche eine symbolische Erklärung mit christlichem Inhalte geben, welche doch für diese offenbar altheidnischen Reste unmöglich ist, so treten uns folgende hervorragende Deutungen entgegen. Grimm sagt über die brennenden Johannisräder Folgendes (Mythol. 578):

„Das Rad scheint Bild der Sonne, von welcher Licht und Feuer ausgehen, ich vermüthe, dass ihm neun Speichen beigelegt wurden, die friesische Gesetze kennen noch „*thet niugenspetze fial*“, jene neun eichenen Spindeln, durch deren Drehung in der Nabe das Feuer gerieben wurde, bedeuten die aus der Nabe hervorgehenden neun Speichen, und die heilige Neunzahl wird auch in dem neuerlei Holz, in den neun und 81 drehenden Männern angetroffen. Man darf nicht zweifeln, das in Feuer gesetzte Rad bildete den Mittelpunkt der heiligen, reinigenden Opferflamme. Unsere Weisthümer (II, 615. 616. 693. 697) geben noch Kunde von einer merkwürdigen Sitte: an dem grossen Jahrgerichtstag wird ein Wagenrad, das sechs Wochen und drei Tage in Wasser (oder Mistpfuhl) gesteckt hatte, in ein vor den Gerichtsmännern entzündetes Feuer gelegt und das Gastmahl währt, bis die Nabe, die man weder drehen noch stochern darf, ganz zu Asche verzehrt ist. Ich halte das für den Ueberrest eines heidnischen Opfermahls und beziehe das Rad auf die Erzeugung des Feuers, von welcher freilich Nichts mehr gemeldet wird. Jedenfalls ergibt sich daraus die Verwendung des Wagenrads bei feierlichen Flammen.“

Diese höchst vorsichtige Deutung: „Das Rad scheint Bild der Sonne“ ist auf zweierlei Art verstanden und ausgeführt worden.

Wolf führt (Beitr. I, 73) einen von Panzer (Beiträge I, 211) beschriebenen Brauch an und spricht bei dieser Gelegenheit eine Interpretation aus, die Grimm's Deutung in gewisser Weise näher ausführt. Er sagt dort von brennenden Scheiben, die man in gewissen Gegenden durch einen Schlag im Bogen durch die Luft treibt:

„Die geschlagenen Scheiben sind Bilder der Sonne, welche der Gott bei der Sommersonnenwende wieder zurückführt, der Erde wieder näher bringt.“

Auf den ersten Blick erscheint diese Ausführung der Grimm'schen Deutung ansprechend; die brennenden Räder oder Scheiben wären demnach nur eine Nachahmung der Sonne und das Herabrollen der Räder, oder der Flug der Scheiben eine dramatische Nachahmung des jährlich sich wiederholenden Aufsteigens und Niedersinkens der Sonne, dieses Schwankens zwischen den beiden Wendekreisen.

Es ist nun nicht zu leugnen, dass eine solche symbolische Bedeutung dieser in Frage stehenden Feste voraussetzt, dass diese Erscheinung des jährlichen Steigens und Sinkens der Sonne einen solchen Eindruck auf das Volk gemacht habe, dass dasselbe sich veranlasst sah, dieselbe zur Grundlage einer religiösen Anschauung und in Folge dessen zum Gegenstande einer religiösen Feier zu machen. Nun geht aber die-

ser Wechsel der Sonnenstellung sehr langsam und allmählich vor sich, und es ist eine sehr alte Beobachtung, dass Dinge, die sich in solcher Weise vollziehen, nur geringen Eindruck auf das naturwüchsige menschliche Gemüth zu machen pflegen. Es ist daher an und für sich schon nicht besonders wahrscheinlich, dass ein derartiger Gegenstand einer religiösen Feier zu Grunde gelegt sei; vorzüglich unwahrscheinlich aber wird die Annahme noch dadurch, dass wir die Entstehung dieser Feiern in eine sehr frühe Zeit setzen müssen, wo die niedrige Bildungsstufe, auf der wir die Einsetzer dieser Feier erwarten müssen, es fast unmöglich macht zu glauben, dass der erwähnte Vorgang sich den damaligen Menschen so aufgedrängt habe, dass er in ihrer Seele ein mythisches Bild erzeugen konnte.

In einer sehr frühen Zeit aber müssen wir die Entstehung dieser Feste suchen, da sie sich, obwohl seit langer, langer Zeit unverstanden, erhalten haben. Eine solche Fortdauer nach dem Absterben des Verständnisses können wir nur aus einer Nachwirkung des frühern Eindruckes dieser Gebräuche auf das Volk, zu einer Zeit, als dieselben noch verstanden wurden, erklären. Eine so lange dauernde Nachwirkung aber, wie sie die Johannisbräuche zeigen, die schon so lange ihr Verständniss verloren haben, als wir sie durch Nachrichten verfolgen können, setzt offenbar auch voraus, dass die thätige Kraft dieser Bräuche, d. h. ihre Wirkung, so lange sie noch verstanden wurden, sehr lange Zeit gehabt habe, ihre Spuren in dem Gemüthe des Volkes fest einzuprägen.

Es ist klar, in einer solchen Zeit musste ein Vorgang, wie der oben erwähnte dem Volke viel zu fern liegen, als dass es ihn hätte zum Gegenstande einer religiösen Handlung machen können, und noch dazu einer so hohen wichtigen Handlung, wie dem Volke von jeher die Johannisgebräuche gewesen sind.

Wenn uns so der Gegenstand, wie ihn die angeführte Deutung der Johannisfeiern zu Grunde legt, nicht geeignet zur Grundlage für ein Volksreligionsfest erscheint, so sind wir der Annahme einer dramatischen Darstellung gegenüber in keiner andern Lage.

Der Zweck der Johannisfeiern und der ähnlichen Feste war unzweifelhaft ein deutlich in die Augen springender und greifbarer und bezog sich auf Dinge, die dem Volke sehr am Herzen lagen; denn sonst könnten wir nicht begreifen, wie die Gebräuche sich so lange Zeit als verstandene erhielten, wie wir es soeben annehmen mussten; war er das nicht, so musste er bald dem Volke nicht mehr zum Bewusstsein kommen, bevor sich die Feste zu einer so eisernen Gewohnheit herangebildet hatten. Im Gegentheile aber, war er ein solcher, wie wir ihn oben verlangten, so erklärt sich daraus sowohl, dass sich das Volk seiner noch sehr lange bewusst wurde und so die Feste noch thätig auf das Gemüth einwirkten, als auch die heilige Scheu, mit der man selbst später noch diese Bräuche beibehielt. Denn bezog sich das Fest auf Dinge, die dem Volke sehr am Herzen lagen, so erhielt sich selbst nach dem Absterben des wirklichen Verständnisses — durch Eindringen neuer religiöser Anschau-

ungen — doch noch das Gefühl, dass mit dem Aufgeben des Festes schweres Unheil verknüpft sei. Deshalb musste dann das Christenthum diese Tage und Feste selbst adoptieren, da das Volk, welches sich nicht von ihnen trennen mochte, zu immer neuen Rückfällen in das Heidenthum dadurch gebracht wurde, wenn das Christenthum auf Abschaffung dieser Feste bestand; daher legte die christliche Kirche gerade auf diese Festzeiten ihre wichtigsten Feste. Das beweist hinlänglich, wie wichtig dem Volke diese religiösen Handlungen gewesen waren. Und sollte eine so wichtige Handlung Nichts enthalten haben, als eine dramatische Darstellung? Sollte eine solche für jene uncultivierten Zeiten Realität genug besessen haben, um für eine religiöse Handlung zu gelten? Wenn doch bekanntlich aus viel späterer Zeit sich nachweisen lässt, dass bei den gebildeten Griechen die theatralischen Darstellungen nur Opferchöre gewesen, nicht Hauptsache des Festes; (eine derartige Anschauung hielt sich in ihren Spuren noch so fest, dass man auch in den späteren Zeiten des Griechenthums das Opfer immer noch mit der dramatischen Darstellung verband, so dass dieselbe immer noch einen greifbaren, realen Hintergrund und Kern behielt), wie könnten wir da behaupten wollen, dass bei jenen noch ungebildeten Menschen eine dramatische Vorstellung den Hauptpunkt einer so wichtigen Feier, wie die in Frage stehende war, gewesen sei! Das können wir auf keine Weise zugeben, selbst wenn wir einräumen wollen, was sich auch noch sehr bezweifeln lässt, dass der Gedanke an eine derartige Darstellung dem Sinne jener ältesten Zeiten wirklich so nahe gelegen habe, dass dieselbe entstehen und sich festsetzen konnte. Für eine genügende Leistung, um das Wohlwollen der Gottheit zu erwerben, konnte eine solche Handlung gewiss nicht gelten.

Dass der Gegenstand der dramatischen Handlung, wie Wolf ihn annimmt, das Steigen und Sinken der Sonne im Jahre, nicht ausreichend greifbar für das Volk gewesen sein könne, dass dieser Vorgang nicht kräftig genug sich dem Gemüthe der Menschen aufdrängt, um ein mythisches Bild und eine religiöse Feier hervorzurufen, das sieht Kuhn, welcher in seinem schon angeführten Buche eine andere Deutung der Johannisfeuer, sowie der verwandten Feuerfeste giebt. Er sagt (Herabk. d. Feuers 97f) Folgendes.

In den soeben geschilderten Gebräuchen scheinen mir nun folgende Punkte von Wichtigkeit: Das Herabrollen der Räder vom Berge in's Wasser und die damit verbundene Prophezeiung eines guten Weinjahres, endlich die Verfolgung des Rades im zuletzt beschriebenen Gebrauch, die sich sogar bis zu Schüssen nach demselben steigert. Nun erinnere man sich jener oben (p. 56) mitgetheilten Stelle eines vedischen Liedes, wo es hiess: „Mit Dir vereint, o Inda, (Soma) riss Indra sogleich mit Kraft das Rad der Sonne nieder, das über dem gewaltigen Gipfel stand, vor dem grossen Schädiger war das alles Leben schaffende verborgen, (oder: des grossen Schädigers alles Leben schaffende — Rad — ward verborgen)“ und man wird sogleich inne werden, dass der Gebrauch nur die dramatische Darstellung jener vom Himmel geholten Anschauung sei; wie das brennende Rad auf dem Gipfel des Berges, steht die Sonne

auf dem der Wolke; beide steigen von ihrer Höhe herab; wie die Sonne im Wolkenmeere, hinter dem Wolkenberge, verlischt das Rad im Strom; wie dort Indra und Soma und mit ihnen, wie immer, die Schaaren der Maruts kämpfen, so verfolgt hier die jubelnde, siegreiche Schaar den Feind kämpfend zum Strome. Der in diesen Kämpfen, wie sie die Vedenlieder schildern, auftretende Dämon hiess aber auch mit einem Beinamen Kuyava, d. i. Missärndte bringend, auch Missärndte selbst, darum weissagt man nun auch bei uns, nachdem seine Waffe im Strome erloschen ist, ein gutes Weinjahr, wovon nur eine unklare Erinnerung auch in dem Poitou'schen Gebrauch bewahrt scheint, nach welchem man ein mit Stroh umwickeltes Rad anzündet und damit durch das Feld läuft, um es dadurch fruchtbar zu machen. (Wolf Beitr. II. 393.)

Dies die Deutung Kuhn's. Sie ist, wie wir sehen, eine zweite Ausführung der Grimm'schen Deutung. Der Vorwurf, den wir der Auslegung Wolf's machen mussten, dass der Vorgang, den sie als Grund der Feste ansah, das Gemüth des Volkes nicht hinreichend ergriffen haben könne, um in demselben eine mythische Vorstellung zu erzeugen, können wir gegen Kuhn's Deutung nicht erheben. Denn es ist wohl kaum ein Vorgang in der Natur vorhanden, der einen stärkeren Eindruck auf den Naturmenschen macht, als ein heftiges Gewitter mit allen seinen mannichfachen Schrecken; deshalb ist auch die Mythologie aller Völker, die dergleichen oft erleben oder früher erlebt haben, angefüllt mit Bildern, die die Gewittererscheinungen in der verschiedenartigsten Auffassung darstellen; gegen den Gegenstand, den Kuhn für die Darstellung, die er in den Johannisgebräuchen sieht, vermuthet, würde also an sich schwerlich eine Einwendung zu erheben sein.

Indessen ist der zweite Grund, den wir gegen die vorige Deutung geltend machten, dass eine dramatische Darstellung allein unmöglich der Inhalt eines alten religiösen Festes habe sein können, auch gegen diese zweite Deutung aufrecht zu erhalten und deshalb müssen wir uns schon aus diesem Grunde gegen sie erklären.

Dazu kommt noch, dass der Gebrauch, den Kuhn seiner Deutung zu Grunde legt, keine angemessene Wiedergabe jener mythischen Vorstellung, wie sie die oben angeführte vedische Stelle zeigt, sein würde. Denn in jener Stelle wird das Ergreifen und Wegreissen des Sonnenrades durch die Gewitterwolke geschildert, nicht ein Flihen und Verfolgtwerden des Sonnenrades, wie es Kuhn darstellt. Das Rad der Sonne steht in der vedischen Stelle gar nicht als Feind da, sondern es ist „das alles Leben schaffende“ und nur weil es sich in der Hand des „grossen Schädigers“ befindet, ist es jetzt verderbenbringend; deshalb wird nicht gegen das Rad selbst gekämpft, sondern es wird nur dem Schädiger entwunden und wird nun in der Hand des Indra wieder zu dem, was sein Beiname besagt, zu dem alles Leben schaffenden; darum wäre ein Verfolgen und Beschiessen des Rades, wie es Kuhn in dem von ihm angeführten Brauche sieht, offenbar keine Wiedergabe des in dem vedischen Liede geschilderten Vorganges.

Ebenso ist die Prophezeiung eines guten Weinjahres, wenn das Rad brennend den Strom erreicht und dort erlischt und des Gegentheiles, wenn es früher erlischt, nicht aus der Vorstellung eines Kampfes herzuleiten. Denn wenn es ein gutes Jahr bedeutet, wenn die Waffe des Unholdes, der die Missernte bringt, erlischt, weshalb bedeutet es denn da ein schlechtes Jahr, wenn das Rad früher erlischt, ehe es in den Strom läuft? hinge die Vorstellung mit dem Unschädlichmachen der Waffe der Çushna zusammen, so könnte doch das früher erlöschende Rad, die früher unschädlich gemachte Waffe nicht eine böse Bedeutung haben. Kann man nun auch nicht immer in abergläubischen Gebräuchen einen logischen Zusammenhang nachweisen, so ist es doch gewagt, auf eine supponierte Inconsequenz der Ideenverbindungen eine Deutung zu stützen.

Zu diesen Gründen gegen die beiden Deutungen, die wir jetzt betrachtet haben, kommen nun noch verschiedene andere Schwierigkeiten hinzu.

Durch beide Deutungen werden nur diejenigen Johannisfeuer erklärt, bei denen ein herabgerolltes Rad die Hauptrolle spielt. Nun kennen wir aber, wie wir schon zu Anfang sahen, noch eine sehr weit verbreitete zweite Art solcher Feuer, bei denen keine Räder erscheinen, an welchen indessen ein gleicher Aberglaube hängt, wie an den Radfeuern. Diese werden durch die angegebenen Deutungen nicht erklärt, und man müsste dann annehmen, dass diese nur ein matter Abglanz der alten Gebräuche seien und dass man eine Zwischenstufe sich etwa so denken müsse, dass man, wo die Oertlichkeiten ein Hinabrollen der Räder in das Wasser unmöglich machten, wenigstens die Räder noch zur Entzündung der Feuer benutzt und die Räder zum Mittelpunkt der Scheiterhaufen gemacht habe.

Dagegen aber spricht vor allen Dingen ein Brauch, den Kuhn selbst, Herabk. d. Feuers p. 44 u. 45 erzählt, der sich in einigen Gegenden findet, das Nothfeuer nicht vermittelst eines Rades, sondern mittels einer in zwei Pfählen gedrehten Walze zu entzünden und damit einen Scheiterhaufen in Brand zu setzen. Das zeigt deutlich, dass beide Arten, die Johannisfeuer zu entzünden und zu brennen, völlig von einander unabhängige, gleichberechtigte Gebräuche seien; der Grundgedanke dagegen muss in beiden der nämliche sein, da sie gleichen Festen dienen und mit beiden ein gleicher Aberglaube verbunden ist. Eine Deutung also, die nur eine dieser Arten Johannisfeuer im Auge hat, die andere aber unberücksichtigt lassen muss, können wir nicht für annehmbar erklären.

Auch beweist ein in der Naumburger Gegend herrschender Brauch, dass es weniger auf den Glanz der hinabgerollten Räder ankomme, wie man annehmen muss, wenn man das Rad als Bild der Sonne ansieht, als hauptsächlich auf das Hinabrollen. Man kennt dort nämlich auch „Johannisrädchen“, aber dieselben bestehen in Steinen, die man den Berg hinabrollt. Es ist besonders durch den Namen „Johannisrädchen“ klar, dass das nur ein dunkler Rest des alten Brauches sei, wirkliche brennende Räder hinabzurollen, aber von einem Gebrauche, wie ihn die genannten Deu-

tungen verlangen, dessen Hauptmittelpunkt gerade ganz allein in dem Lichte des Rades liegt, konnte unmöglich ein solcher Rest übrig bleiben, dem gerade das Characteristische vollständig abgestreift war.

Wollen wir zu alle dem aus der in Frage stehenden Deutung den Aberglauben erklären, der mit Johannisreisern, Johannisgärten, Johanniskräutern etc. verknüpft ist, nach dem dieselben als heilkräftig und heilbringend gelten, so können wir das nur, indem wir die Zuflucht zu dem Mittel nehmen, die ganze Kraft dieser Gegenstände nicht von dem Zusammenhange mit den betreffenden Tagen und Festen herzuleiten, sondern bloss davon, dass alle diese Kräuter und Hölzer Verkörperungen des Blitzes in den Augen des Volkes seien; der Blitz aber gelte nun als zauberkräftig und deshalb auch als wirksames Mittel gegen Zauber. Den Beweis für diese Ansicht sucht Kuhn in dem schon öfter citierten Buche von der Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes zu führen. Bei dieser Beweisführung erwähnt er auch als ganz bekannt und sicher, dass ja der Hammer Thors Mjölnis auch als wirksamstes Mittel gegen Zauberei gelte. Manche Sagenzüge mögen das ja darzuthun scheinen; indessen sind wieder andere im directen Widerspruch mit dieser Anschauung. Um nur eine derartige anzuführen, erinnere ich an den Mythos von der Reise Thors nach Utgard, dem Lande der Riesen, die besonders zaubermächtig sind. Schon auf dem Wege dahin wird er von Utgardloki mehrfach geäfft und selbst die furchtbarsten Streiche, die er gegen den schlafenden Riesen mit seinem Hammer führt, werden durch dessen Zauberkraft derartig abgelenkt, dass sie, anstatt den Riesen zu zerschmettern, tiefe Löcher in den Felsen schlagen. In Utgard selbst ist Thor gänzlich das Spiel des Zaubers des Utgardloki; der Hammer des Thor, der ja selbst Zauberkraft besitzt, ist also hier kein Hinderniss, dass Thor bezaubert und der Hammer sogar selbst zum Theil unwirksam gemacht wird.

Dass jene Pflanzen ihrer blitzartigen Gestalt oder Farbe halber gewissen Göttern, die mit dem Blitze im Zusammenhang gestanden, heilig waren, wird von Kuhn gewiss mit Recht behauptet; wir können daraus also umgekehrt den Schluss machen, dass die Feste, an denen derartige Pflanzen erscheinen, Göttern geweiht waren, die den Zusammenhang mit dem Blitze unter einander gemein hatten; aber es lassen sich die Heilkräfte, die man den erwähnten Pflanzen zuschreibt, nicht ohne Weiteres auch aus dieser Anschauung erklären. Noch deutlicher tritt dies bei den Resten der heiligen Feuer hervor, denen man, wie den ausgebrannten Bränden, ebenfalls eine segensbringende Kraft zuschreibt, wie aus dem Umstande hervorgeht, dass man solche ausgebrannte Scheite mit von den Nothfeuern nach Hause nahm (s. Kuhn Hlkrft. d. F. p. 45.) Um dies, wie den Gebrauch zu erklären, dass man das Vieh über den brennenden Scheiterhaufen treibt und selbst hinüber springt, dass man also dem Feuer selbst eine reinigende, sühnende Kraft zuschreibt, muss man, falls man sich mit der in Frage stehenden Deutung einverstanden erklärt, die Heilkraft der Feuer aus drei auf einander gestützten Hypothesen ableiten.

Erstens nämlich muss man annehmen, dass das Blitzfeuer durch Bohrung in der Sonnenscheibe nach der Meinung der Alten entstehe (eine Ansicht, die Kuhn eben durch die bei uns in Frage stehenden Johannisräder, die er als Bild der Sonne ansieht, stützt, die also nicht umgekehrt als eine Stütze dieser Deutung der Johannisräder gelten kann).

Ferner muss man die Ansicht der Alten voraussetzen, dass ein Feuer, dessen Erzeugung eine Nachahmung der Erzeugung des Blitzfeuers sei, nun auch die gleiche Kraft wie das Blitzfeuer besitze.

Drittens muss man annehmen, dass diese Kraft des Blitzfeuers nach der Anschauung der Alten nicht nur eine bethörende, oder vernichtende, sondern auch eine heilende, vor Unheil schützende sei; um daraus, in Verbindung mit den beiden vorhergenannten Voraussetzungen, eine heilende, Segen bringende Kraft jener heiligen Feuer und ihrer Reste ableiten zu können. Die Ableitung wird auf diese Weise eine höchst unsichere und Gebräuche, die ebenfalls mit solchen Festen im Zusammenhange stehen, wie das Holen von Johannis- und Osterwasser, welches eine gleiche Kraft besitzt, wie die bisher genannten Gegenstände, lassen sich dann doch immer noch nicht erklären.

Die bisher angeführten Deutungen erweisen sich daher als unhaltbar, da sie erstens einen Inhalt der Johannisfeiern und der damit verwandten Feste voraussetzen, der bei einem auf noch niedriger Bildungsstufe stehenden Volke nur schwerlich den Stoff zu einer religiösen Feier von der Wichtigkeit der Johannisfeste bilden konnte;

da sie zweitens eine religiöse Handlung voraussetzen, die einem Volke, das dem Naturzustande noch sehr nahe stand, nicht als eine genügende Leistung erscheinen konnte, um dadurch die Gunst der Götter zu erwerben;

da sie drittens nur die eine Art der in Frage stehenden Feuer erklären, die andere aber, die neben jener ersten steht, unberücksichtigt lassen müssen;

da sie viertens die mit den betreffenden Feiern noch verbundenen Gebräuche, ausser dem Anzünden von Feuern, entweder nur gezwungen, oder (wie das Holen des heilkräftigen Wassers) gar nicht zu erklären vermögen.

Schon der an dritter Stelle angeführte Grund allein würde ausreichen, uns zu veranlassen, eine andere Deutung zu suchen. Es ist daher die Aufgabe des Folgenden, aus dem Character, den die uns überlieferten Johannisgebräuche der Germanen zeigen, aus Spuren, die sich von Aehnlichem oder Gleichem bei andern asischen Stämmen finden und schliesslich aus den Fingerzeigen, die uns die Formen der überlieferten Gebräuche geben, die ursprüngliche Bedeutung und so viel als möglich die ursprüngliche Gestalt der betreffenden Feste zu ermitteln.

Das Eine tritt uns sofort deutlich entgegen: Wir können nicht von der Vermuthung ausgehen, dass uns die Gebräuche vollständig erhalten, oder auch nur in einzelnen unverstümmelten Theilen auf unsere Zeit gekommen seien. So wenig wir

beim Anblicke eines Trümmerhaufens erwarten, dass der Haufen, wie er nun daliegt, ein wohlerhaltenes Bild des frühern Baues, dem die Trümmer angehörten, sei, eben so wenig können wir vermuthen, dass eine Anzahl Reste von alten Religionsgebräuchen in ihrer jetzigen Zusammenstellung genau die Gestalt des alten Festes nachahme. Wir müssen vielmehr von vornherein annehmen, dass überall grosse Lücken vorhanden sind und es ist wunderbar genug, wenn einzelne Theile mit gewissen andern noch den alten Zusammenhang bewahrt haben. Denn welche Gewalten haben auf diesen alten Bau gewirkt! Nachdem die Zeit und die fortschreitende Bildung schon lange den Mörtel aus den Fugen genagt, vollendete mit Sturmesgewalt die dritte dieser Mächte, das Christenthum, das Werk der Zerstörung und stürzte den alten vermorschten Bau um. Wenn wir nun auf die Gestalt des Trümmerhaufens nicht zu viel Vertrauen setzen dürfen, so ist es ein Anderes mit den einzelnen Steinen und Bruchstücken selbst; ihre Gestaltung ist von hohem Werthe für ein Erkennen des Characters des alten Baues und für eine Reconstruction desselben; und es kann dabei keiner der Reste zu klein erscheinen, vielmehr werden gerade die gut erhaltenen scharfen Ecken und Kanten eine sehr gute Probe für die Richtigkeit einer Reconstruction abgeben, je nachdem sie in die hierdurch gewonnene Gestalt des Ganzen sich fügen, oder nicht dazu passen wollen. Sollen sie diesen Werth nicht einbüßen, so dürfen wir solchen scheinbar unbedeutenden, aber an sich scharf ausgeprägten kleinen Resten keine Gewalt anthun.

Ueber den Character der Johannisfeiern sind wir soweit klar, dass sie religiöse Handlungen gewesen seien; das hat von jeher so fest gestanden, dass niemals darüber ein Zweifel aufgetaucht ist. Dies giebt aber zugleich auch einen Fingerzeig, was wohl der eigentliche Kern dieser Riten gewesen sei. Forschen wir nach, was bei allen Völkern unserer Sprachfamilie, um ausserarische gar nicht zu erwähnen, bei allen religiösen Handlungen nicht nur nie fehlen durfte, sondern sogar den Kern derselben bildete, so sehen wir, es war das Opfer. In den ältesten Zeiten war die Auffassung des göttlichen Wesens eine so roh menschliche, dass nur die grössere Kraft und Macht den Unterschied zwischen Gott und Mensch ausmachte. Wie weit in uns näher liegende Zeiten eine derartige Auffassung hineinreicht, beweist die homerische offenbar gläubige und fromme Darstellung des göttlichen Wesens, beweist auch die Vorstellung von Gott, welche noch die ältern Schriften des jüdischen Volkes zeigen.

Wie nun ein Mensch, besonders ein Mensch damaliger Zeit sich am leichtesten durch Geschenke versöhnen liess, so dass Lösegelder noch bei Homer und bei den alten Germanen selbst für die schwerste Beleidigung Versöhnung auszuwirken vermochten, so glaubte man denn auch, die göttliche Geneigtheit am besten durch Geschenke sich erwerben, oder wiedererwerben zu können, wenn man sie verscherzt zu haben fürchtete. In diesem Sinne gab man die ersten Opfer, sie waren für den Urmenschen das natürlichste und selbstverständlichste Mittel, sich die Gottheit zu gewinnen. Weil eben die Idee des Opfers ursprünglich eine so primitive war, so verlor

bei fortschreitender Gesittung und Verfeinerung der Anschauungen das Opfer seine Bedeutung und man brachte es nur noch, weil es die Vorfahren gebracht hatten, aus Gewohnheit. So war das Verhältniss der Menschen zum Opfer z. B. in der letzten Zeit des Griechenthums. Deshalb mussten denn auch die Opferfeierlichkeiten von den beigegebenen Ausschmückungen mit der Zeit immer mehr überwuchert werden. Ein solches Ueberwuchertwerden des ursprünglichen Kernes durch anfänglich zurücktretende Theile der Festlichkeit zeigen deutlich die griechischen Schauspiele.

Die christlichen Kirchenfeierlichkeiten des Mittelalters bieten dieselbe Erscheinung. Bei manchen, z. B. den Messen, zeigt noch der Name, wie die kirchliche Feier früher die Hauptsache war, wie aber die äussern, weltlichen Lustbarkeiten, die sich bei den Versammlungen einer zahlreichen gläubigen Menge einfanden, schliesslich immer mehr die Oberhand gewannen und die Hauptsache wurden, je mehr die Bedeutung der betreffenden kirchlichen Feierlichkeit schwand.

So verschwanden bei den alten Festlichkeiten zum Theil die Opferbräuche selbst so völlig, dass ihre Spur nicht mehr wahrzunehmen war; vorzüglich verwusch die Sturmfluth des Christenthums dergleichen verwitterte und morsche Ueberreste noch ganz und gar.

Doch waren durchaus nicht alle Opferfeiern gleich leicht zu zerstören und manche leisteten dem Christenthum noch einen so energischen Widerstand, dass es grosse Mühe hatte, sie zu verdrängen; wir brauchen da nur an die mit List von den noch heidnischen oder halbbekehrten Germanen, besonders Sachsen, erzwungenen Opferfeiern auf dem Brocken zu erinnern. Das waren offenbar sehr alte, durch lange Tradition und durch Superstition befestigte Feiern, deren Unterlassung dem Volke höchst bedenklich erschien.

Schon aus dem hohen Alter und der Wichtigkeit, die das Volk denjenigen Feiern beilegte, die sich dann eben länger gegen den Einfluss des Christenthums hielten, können wir vermuthen, welcher Art diese Opferfeiern gewesen seien. Was konnte es wohl sein, was die Naturmenschen dazu trieb, den Göttern Opfer zu bringen, und um ihre Geneigtheit sich zu bewerben? War es vielleicht die Dankbarkeit? Die Dankbarkeit pflegt im Grossen und Ganzen nicht die starke Seite des Naturmenschen zu sein und schon die zahllosen Sprüche und Ermahnungen, die sich aus allen Zeiten finden, welche an die Dankbarkeit erinnern und sie als eine Tugend hinstellen, sind Beweis genug, dass der natürliche Mensch nur zu leicht die Dankbarkeit vergisst und dass die „Welt“ von Natur „mit Undank lohnt.“

Dagegen ist das allen Wesen angeborne stärkste und selbstverständlichste Gefühl das der Furcht vor Tod und vor Weh; das ist so natürlich, dass dazu kein Wesen ermahnt zu werden braucht, sondern vielmehr eine grosse Ueberwindung dazu gehört, nicht aus Furcht vor Schmerz und Tod alles Mögliche zu thun, um dem Gefürchteten zu entgehen.

Das der Naturmensch aber sich vor dem göttlichen Wesen, wie er es sich

vorstellte, fürchten musste, ist ganz natürlich. Gerade das, was ihm Entsetzen und Grauen einflösste, was seine Existenz bedrohte, erinnerte ihn zuerst daran, wie schwach und hilflos der Mensch sei, wie sehr er sich in der Gewalt mächtigerer Kräfte befindet. So lange es dem Menschen ungetrübt wohlgeht, das ist schon eine alte und wahre Bemerkung, so lange fällt ihm nicht ein, dass er anders sein könnte. Er genießt und fühlt sich wohl und denkt nicht daran, ob dieser Genuss ein Ende nehmen könne. Wie tief das in der menschlichen Natur liegt, beweisen eine Menge Aussprüche und Sagen, von der Sage vom goldenen Zeitalter, in welchem die Menschen der Götter vergassen, von der Gottlosigkeit der Zeitgenossen Noah's, denen es zu lange wohl ging, von dem verhängnissvollen Glücke der Sodomer und Gomorrher, bis zu dem Ausspruche unseres Jahrhunderts:

Alles in der Welt lässt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von guten Tagen.

Durch Grauen und Elend hatte der Mensch gelernt, dass es Gewalten gäbe, gegen die menschliche Kraft Nichts sei. Jede gewalthätige Naturerscheinung musste ihm als ein Auftreten dieser höhern Gewalten und zwar als ein zürnendes Auftreten derselben erscheinen; denn weshalb zerstörte die Gottheit sonst das Glück und die Existenz der Menschen, wenn sie nicht zürnte? Wie sich der Naturmensch nun als der Mittelpunkt aller Dinge und Erscheinungen, sowohl der heilbringenden wie der schädlichen erscheint, so musste er sich auch einbilden, dass das, was seine Existenz und seinen Besitz bedrohte, gerade ganz speziell gegen ihn gerichtet sei. Er suchte daher die Gründe, weshalb die Gottheit so zornig gegen ihn oder seinen ganzen Stamm eingeschritten war, in seiner, oder des Stammes Handlungsweise. Oft konnte es ihm wohl gelingen Geschehenes in irgend eine Verbindung mit solchen gewalthätigen Handlungen seiner Gottheit zu bringen und er glaubte dann, durch Jenes sei der Zorn der Gottheit gereizt worden.

Oft konnte er dagegen auch Derartiges nicht finden und die Gottheit musste daher unwissentlich von ihm oder Stammesgenossen von ihm gereizt sein.

Daher erschien ihm denn die Gottheit als sehr leicht zu erzürnen und wenig nachsichtig, wie er auch selbst ja unnachsichtlich für Beleidigungen Rache zu nehmen pflegte, eine Anschauung, die sich sogar noch in dem „starken, eifrigen Gotte“ des alten Testaments“ findet.

Glaubte man auf irgend eine Weise die Gottheit beleidigt, sei es, dass eine That bekannt wurde, von der man dachte, dass sie den Zorn der Gottheit reizen und Tod und Verderben über den Stamm herbeiziehen müsse, in dessen Mitte ein Beleidiger der Gottheit wohne, sei es, dass ein verderbliches Ereigniss den Zorn der Gottheit anzukündigen schien, so suchte man im ersten Falle dem Unglücke vorzubeugen, indem man den Beleidiger der Rache der Gottheit überlieferte, im zweiten Falle suchte man einem weiteren Vordringen des Unglücks entgegenzutreten, indem man herauszubringen suchte, wer der Beleidiger sei, oder wen die Gottheit als den ihr Auszulie-

fernden bezeichne. Spuren dieser Anschauung zeigen sich in Mythen und sogar noch in Sagen, deren Hintergrund in Zeiten liegt, die man gewöhnlich schon zu den historischen rechnet. Ich will nur an die geopfert Tochter des Messenierkönigs und an den Sprung des Römers Curtius in den in Rom entstandenen Erdriss erinnern.

Aber auch, wenn man sich in keinem der beiden angeführten Fälle befand, so schwebte man in steter Angst und Sorge, ob nicht doch der Zorn der Gottheit wegen Allen unbekannter Dinge drohe und man fürchtete immer Wiederholungen früherer grauvoller Naturereignisse. Deshalb bürgerte sich der Gebrauch ein, zu gewissen Zeiten des Jahres, wo man durch die Naturverhältnisse an derartige, das gewöhnliche Maass an Heftigkeit überschreitende Aeusserungen der Naturmächte erinnert wurde, als Entgelt für unwissentliche Beleidigungen der Gottheit Menschenleiber und Menschenleben auszuliefern, um dadurch Leib und Leben der Uebrigen zu schützen und zu erhalten. Wie man zu dieser letzten Art der Opfer die Wahl der Schlachtopfer getroffen, lässt viele Vermuthungen zu und ist wahrscheinlich auch zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen. Doch scheint Manches zu beweisen, dass in spätern Zeiten, als man die Menschenopfer einschränkte, die Opferung von Solchen, die das göttliche Wesen beleidigt hatten zum Theil mit den Thagen zusammenfiel, an welchen man ständige Opfer für unwissentliche Beleidigungen der Gottheit brachte. Hiervon redet Caesar in einer Schilderung gallischer Sitten (cfr. unten). Er erwähnt dort Menschenopfer und setzt hinzu, dass man Verbrecher für die geeignetsten Schlachtopfer halte. Noch deutlicher ist es in der spätern Ausführung des Sühnefestes der athenischen Thargelien (s. unten), von denen eine Nachricht sagt, dass man später Verbrecher an denselben geopfert habe.

Dass man derartige Opfer so aufgefasst habe, als liefere man der Gottheit einen Beleidiger aus, das zeigt noch ein merkwürdiger Brauch, der uns von dem eben genannten Thargelienfeste erzählt; man pflegte dort nämlich die Schlachtopfer auf ihrem letzten Gange zu peitschen, was offenbar andeutet, dass man der Gottheit einen möglichst grossen Unwillen über die geschehene Beleidigung beweisen wollte, um selbst in den Augen der Gottheit weder als Mitschuldiger noch als Begünstiger des Auszuliefernden zu erscheinen.

Derartige Sühnopfer für öffentlich bekannt gewordene Verbrechen gegen die Gottheit oder für unwissentlich begangene Fehlritte, besaßen natürlich in den Augen des Volkes den höchsten Werth; sie dienten ja dazu, die Strafe der Gottheit von dem Haupte jedes Einzelnen im Stamme abzulenken. Die Unterlassung solcher Opfer musste daher für das höchste Wagniss gelten, und eine Abschaffung derselben war um so schwerer, da Jeder, der dafür zu reden wagte, unfehlbar selbst als Beleidiger der Gottheit angesehen worden wäre und in die grösste Gefahr gerathen sein würde, selbst durch ein Opfer seines Leibes und Lebens die beleidigte Gottheit versöhnen zu müssen.

Daraus ist denn die Erscheinung erklärlich, dass gerade die Sühnopfer am meisten und am längsten der Zeit und der fortschreitenden Cultur getrotzt haben.

In wie hohem Grade sie das gethan, beweist die Gestalt der Sühnopferfeste, wie sie sich in dem gebildeten Griechenland an vielen Orten erhalten hatten. Es hatte sich bis lange in die historischen Zeiten hinein, sogar in Athen selbst, der barbarische Gebrauch wirklicher Menschenopfer erhalten.

Ein Beleg dafür ist das schon genannte Thargelienfest zu Athen. Dieses war ein dem Apollo geweihtes Sühnfest, welches zu Anfang des Sommers gefeiert wurde. Eine Beschreibung davon giebt Schoemann, Griechische Alterthümer, II, 240 ff. und 483 nach Tzetzes, Chil. V, 25 und dem Schol. zu Aristoph. Equites 1144 (ed. Dindorf. 1140: *θύσας ἐπιδειπνεῖς*.)

Man führte an diesem Feste zwei Menschen, einen Mann und ein Weib (oder nach Andern zwei Männer, einen für die Männer, den andern für die Weiber) unter Flötenschall und Begleitung einer Menge Volks, welches mit Feigenruthen und Meerzwiebeln auf dieselben losschlug, vor die Stadt an die Meeresküste. Dort opferte man sie, verbrannte die Körper und streute die Asche ins Meer. Man nahm in spätern Zeiten Verbrecher dazu. Ueber die Feier des Festes in noch späterer Zeit verlautet ausser schwachen Andeutungen Nichts, und man kann nicht entscheiden, ob der Grund dieses Schweigens sei, dass man das Opfer wirklich habe fallen lassen, oder dass man dasselbe doch noch, aber in aller Stille gebracht habe, da man den Gebrauch eigentlich für unmenschlich hielt, aber sich fürchtete, das Opfer aufzugeben.

Ein ähnliches Opfer fand nach Strabo X, 2, p. 452 zu Leukas statt, wo man zu einer gewissen Zeit des Jahres von dem Vorgebirge Leukas Menschen in das Meer stürzte. Auch zu diesen Opfern sollen, wenigstens später, Verbrecher verwendet sein und man soll sogar Veranstaltungen getroffen haben, die Hinuntergestürzten aus dem Meere aufzufischen, wenn sie den Sturz überlebt hatten. Wenn das nicht bloß beschönigende Erfindung ist, so suchte man also durch einen derartigen Sophismus den Gott gewissermassen zu betrügen, indem man wenigstens die Form des Opfers beibehielt.

Ebenso feierte man auf Rhodos ein Zeusfest, wobei Menschenopfer fielen, (Schoem. G. A. II, 240 nach Porphy. de abst. II, 54) und ein solches auf dem Lykaiongebirge, von dem Pausanias, VIII, 38, 6 redet.

Andere Feste haben sich in der Gestalt erhalten, dass man Thiere opferte, mit denen man aber gerade so verfuhr, als seien es Menschen; sie beweisen also, wie zäh man an diesen Opfern hing, so dass man sogar, als man keine Menschen mehr opfern mochte, doch noch symbolisch viele Menschen opferte. Ein derartiges Fest waren die Diipolien s. Schoem. Gr. A. II, 482.

Dass auch im Westen Europas, und zwar bis in Zeiten, die uns viel näher liegen, Menschenopfer gefallen seien, beweist Caesars Beschreibung gallischer Menschenopfer. Caesar erzählt (de bello Gallico VI c. 16), die höchst abergläubischen Gallier hätten die Meinung, nur durch Menschenleben könne man den Göttern Men-

schenleben und Wohlfarth abkaufen. Deshalb pflege man, um Krankheiten oder dergleichen Plagen, die das menschliche Leben bedrohen, abzuwenden, Menschen zu opfern. Zum Theil mache man auch menschenähnliche Gebilde aus Weidengeflecht, deren Gliedmassen mit lebenden Menschen angefüllt und dann angezündet würden.

Von Menschenopfern bei den Germanen erfahren wir durch Tacitus. Dieser berichtet in der *Germania* c. 9 und c. 39 von derartigen Gebräuchen und der Ausdruck — *humanis hostiis litare* — den er an der ersten Stelle braucht, beweist, dass wir es auch hier mit Sühnopfern zu thun haben. c. 9: *Deorum maxime (Germani) Mercurium colunt, cui certis diebus humanis quoque hostiis litare fas habent.*

Das was wir über die Bedeutung und Entstehung der frühesten und wichtigsten Opfer sahen, sowie die Beispiele von Opfern, welche der Cultur und der Zeit am meisten getrotzt und ihren alten Charakter am längsten gewahrt haben, das Alles beantwortet unsere anfängliche Frage, welche Opfer sich am längsten in der alten Gestalt zu erhalten pflegten, dahin, dass wir in den Sühnopfern derartige Opfer zu sehen haben. Da mit ihrer Unterlassung die schwersten Strafen der Gottheit verknüpft schienen, so war es eine nothwendige Folge, dass dieselben auch der grössten geistigen Macht, dem Christenthume, einen hartnäckigen Widerstand entgegengesetzten. Fielen die heidnischen Opfergebräuche, so waren die Sühnopfergebräuche sicher die letzten, und wenn die Opfer selbst wegfallen mussten, so war es natürlich, dass man mit Weglassung der eigentlichen Opferung doch wenigstens an denjenigen Gebräuchen festhielt, welche die Lehren des Christenthums nicht so gebieterisch verdrängten, wie das Schlachten eines Opfers. Das muss in uns die Vermuthung rege machen, dass denjenigen Gebräuchen, die ihre alterthümliche Gestalt noch am zähesten festhalten, selbst nachdem ihnen kein Verständniss mehr abgewonnen werden kann, gerade frühere Sühngebräuche zu Grunde liegen. Deshalb werden wir auch für die grosse Lebensfähigkeit der Johannisgebräuche, die ja zu dem Alterthümlichsten und zugleich Umständlichsten gehören, was unsere Sitten aufweisen, denselben Grund vermuthen, dass sie nämlich Reste alter Sühnopfer seien.

Dass die Johannisfeuer überhaupt ursprünglich Opferfeuer gewesen seien, lässt sich aus dem schon eben erwähnten Citate Kemble's aus einem *Codex Harlej.* schließen. Es heisst da (*Die Sachsen in England* I, 296 f.): *In vigilia enim Beati Johannis colligunt pueri in quibusdam regionibus ossa et quaedam immunda, et insimul cremant et exinde producitur fumus in aëre.*

Dieser Gebrauch ist für uns sehr wichtig, denn er beweist, dass früher mit den Feuern etwas Anderes bezweckt wurde, als nur ihren Glanz leuchten zu lassen. Er nimmt offenbar eine Mittelstellung zwischen dem ursprünglichen religiösen heidnischen Gebrauche und dem Brauche der Johannisfeuer ein, wie wir sie jetzt noch kennen. Die Gebeine, die man jetzt verbrennt, sind offenbar eine Erinnerung an das alte Opfer, bei dem man ganze Körper verbrannte; als vermöge der christlichen Vorschriften das wirkliche Opfer verschwinden musste, blieb noch als ein Rest des Opfers

das Verbrennen von Gebeinen und wahrscheinlich anderer Theile von todtten Körpern, worauf die *immunda quaedam* hinweisen.

Zeigt uns dies, dass die Johannisfeuer ursprünglich Opferfeuer gewesen seien, so bestätigt ein anderer Umstand unsere Vermuthung, dass sie gerade Sühnopfer gewesen.

Bei allgemeinen Sühnfesten der Griechen, so etwa bei dem, welches durch Epimenides von Kreta zu Athen geleitet worden sein soll, wird der Gebrauch erwähnt, alle Feuer in den Häusern zu löschen und dieselben von dem Feuer der Sühnopfer wieder anzuzünden, um die sühnende Kraft der Opferfeuer in die einzelnen Häuser zu verpflanzen. C. Schoemann Gr. Alterth. II, 24 ff. Genau solche sühnende, heilbringende Kraft aber wird dem Johannisfeuer zugeschrieben. Wie wir schon oben sahen, sprangen die Leute über das Johannisfeuer, man nahm ausgebrannte Scheite mit nach Hause, was auf den Gebrauch schliessen lässt, dass man ursprünglich brennende Scheite mitnahm, um das Feuer zu Hause damit anzuzünden; so erwähnt Kuhn noch in das Christenthum übergegangene Gebräuche, dass man am Charfreitag in gewissen Gegenden vom Pfarrer an der Kirche Feuer mit Stahl und Stein entzünden lasse, um damit das Feuer im Hause zu entzünden, dem offenbar derselbe heidnische Gebrauch zu Grunde liegt; so zündete jeder Theilnehmer am Feste zu Cory, welches oben beschrieben wurde, eine Strohfacel an dem Johannisfeuer an, was ursprünglich dahin zu verstehen ist, dass man auf diese Weise das heilige Feuer in das Haus verpflanzte. Ausserdem beweist schon der Gebrauch der Nothfeuer, die doch mit den Johannisfeuern als ganz gleichwerthig gelten, deutlich genug den Zweck dieser Feuer, zu sühnen. Man schrieb also dem Johannis- oder dem Nothfeuer eine gleiche Kraft zu, wie dem Feuer jener Sühnopfer der Griechen, und wenn wir die Johannisfeuer schon für Opferfeuer ansehen mussten, so beweist dies deutlich, dass sie als Sühnopfer anzusehen sind. Dass wir überhaupt Sühnopferfeste bei den Germanen zu denken haben, bewies schon die oben angeführte Stelle aus der *Germania* des Tacitus und nur Eins scheint ein Hinderniss zu sein, die Johannisfeuer und Johannisfeste als Reste gerade jener Sühnopfer anzunehmen, da doch einestheils die Existenz von Sühnopfern bei den Germanen nicht zweifelhaft ist und andernteils die Johannisfeste nach den vorhergenannten Spuren zu urtheilen, auch Sühnfeste waren. Dieses Hinderniss scheint darin zu liegen, dass es etwa nicht annehmbar sei, dass bei den Johannisfesten Menschen geopfert seien, während die bei Tacitus erwähnten Sühnfeste Menschenopfer waren. Doch ist noch ein Rest solcher Gebräuche in Deutschland übrig, der uns beweist, dass auch bei den Sühnfesten, die wir Johannis- oder Martinsfeste etc. nennen, Menschen geopfert seien. In der Gegend von Suhl nämlich existirt der folgende sonderbare Brauch:

Zu der Zeit, wo der erste Schnee fällt (also wohl meist um die Zeit des *Martinitages*), führt man Menschen, die dick mit Stroh bewickelt sind, unter Peitschenhieben vor den Ort, wo sich dann der Zug auflöst.

Dieses Hinausführen unter Peitschung erinnert uns lebhaft an das Hinausführen der Schlachtopfer am Thargelienfeste. Sehen wir den Brauch von dieser Seite an, so erklärt sich auch leicht die Bewickelung mit Stroh. Man führte die Opfer eben hinaus, um sie zu verbrennen, und hatte sie schon durch Bewickelung mit brennbaren Materialien dazu vorbereitet. Die Peitschung stimmt ganz mit dem athenischen Brauche überein. Opfer eines Sühnfestes waren also ursprünglich die so hinausgeführten Menschen mit grosser Wahrscheinlichkeit, und da die Zeit die des Martinsfestes ist, welches doch der Johannisfeier gleichwerthig ist, so können wir annehmen, dass die Johannisfeste mit ihren verwandten Festen, den Martins-, Weihnachts-, Fastnachts- und Osterfeiern, Reste der Sühnfeste seien, von denen Tacitus spricht, und dass ursprünglich Menschen an denselben geopfert seien. Darauf weist auch hin, dass man früher in manchen Gegenden Oberbaierns eine Strohpuppe im Oster- oder Sonnwendfeuer verbrannte. Cfr. Gartenlaube 1868 p. 379 sq.

Ueber die Art, wie die Opferung vollzogen sei, erfahren wir bei Tacitus Nichts, als dass wir hören, derartige Sühnopfer seien der Anfang von religiösen Feiern gewesen. *Germania* 39 sagt nämlich Tacitus:

„fides antiquitatis (Semnorum) religione firmatur. Stato tempore in silvam, auguriis patrum et prisca formidine sacram omnes ejusdem sanguinis populi legationibus coeunt caesoque publice homine celebrant barbari ritus horrenda primordia.“

Also erst nachdem man sich durch dieses Opfer gesühnt hatte, unternahm man weitere Opferbräuche und, was hieraus noch sich folgern lässt, man benutzte erst das so gewonnene reine Sühnfeuer zur Anzündung eines ferneren Opfers.

Um nun einen nähern Einblick in die Art und Weise zu bekommen, in der man das eigentliche Opfer vollzogen, können wir uns nicht mit dem Heranziehen der griechischen Gebräuche begnügen. Wir werden unsere Blicke unwillkürlich dahin wenden, woher schon so manches Licht auf unsere Vergangenheit gefallen ist, nach dem Orient, nach Indien. Unsere Zuversicht scheint diesmal auf den ersten Blick getäuscht; denn nicht eine Spur von solchen Sühnopfern scheint sich uns zeigen zu wollen. Das ist um so auffallender, da aus der Sache selbst und aus dem Aussehen der Reste, wie sie uns vorliegen, die erwähnten Opfer ein hohes Alter besitzen müssen und wir also um so eher zu erwarten haben in Indien, wo sich so mancher Mythos in der alterthümlichsten Form erhalten hat, auch hier Aufschluss erhalten zu können. Indessen müssen wir bedenken, dass Indien schon zu einer sehr frühen Zeit verhältnissmässig hohe Cultur besessen und dass deshalb schon sehr lange nicht nur das Gefallen an Menschenabschlachtung, sondern sogar an dem Töden der Thiere aus den religiösen Gebräuchen geschwunden ist, so dass selbst in dem langen Zeitraume, für den gleichzeitige Nachrichten vorliegen, Thieropfer sehr eingeschränkt sind. Solche Aenderungen in der Anschauung gingen aber nicht plötzlich durch Einführung einer ganz neuen Religion, sondern durch Umbildung der alten vor sich. Durch solche langsame organische Umbildung verloren natürlich alle, selbst die angesehensten und

wichtigsten Gebräuche ihre charakteristische Aussenseite; ganz anders, als bei den Germanen, welche die alten rauhen und grausamen Bräuche viel länger, wie die Nachrichten des Tacitus zeigen, bewahrten. Hier war es dann eine viel rapidere Veränderung, welche mit dem Umsichgreifen des Christenthums vor sich ging. Die alten eingewurzelten Gebräuche konnten daher der schnellen Veränderung in einer Umbildung nicht folgen, und so wurde ein Theil, der geradezu in offenem Gegensatze mit dem Christenthume stand, besonders alle Opfer, gänzlich verbannt, was sich aber von Gebräuchen halten konnte, das blieb in einer, wenigstens in Bruchstücken unveränderten, nicht verschliffenen Gestalt. Darum können wir doch nicht erwarten, dass sich bei den Indern diese Gebräuche in so augenfälliger Gestalt erhalten haben sollen, wie die deutschen Johannisgebräuche. Doch wenn es uns gelingt, aus den spätern Gebräuchen der Inder noch Spuren der alten Religionsgebräuche herauszuschälen, so würden wir den grossen Vortheil haben, dieselben lückenloser zu erhalten, als in den durch das Christenthum gewaltsam verstümmelten Gebräuchen der Germanen, da wir ja bei indischen Bräuchen eine gleichmässige Umbildung des Ganzen, ohne wirkliches Hinauswerfen einzelner Theile, erwarten müssen, um so mehr, als der sehr zur Superstition neigende Charakter der Inder ein gänzlichliches Abschaffen von Riten ziemlich unmöglich machte.

Und in der That gewahren wir bei einigem Nachsuchen Spuren, die uns auf alte Sühnfeste hinführen. Wir lernen nämlich ein Feuer kennen, welches besonderes heiliges Ansehen und besondere Wirksamkeit besitzt. Kuhn Herabk. d. Feuers 78 u. 209 führt aus den Veden Stellen an, die wir unten noch näher kennen lernen werden und aus denen hervorgeht, wie man zu den Opferfeuern nur solches Feuer verwenden durfte, welches durch Reibung von Holz entzündet worden und zwar unter ganz bekannten Riten; diesem Feuer schrieb man dann ausserdem die Kraft zu, Glück zu verleihen und nach einer Stelle hatte es die Kraft, den, der damit opferte, zum Gaudharnen (Gott) zu machen. Rigr. X, 95. Darunter ist offenbar zu verstehen, wer Opfer mit solchem Feuer bringe, werde glücklich und mächtig und straflos, wie ein Gaudharne. Dieses Feuer hat also dieselbe Wichtigkeit, wie das Sühnfeuer der griechischen Sühnfeste und dieselbe Kraft, wie sie dem Feuer der Johannisfeste zugeschrieben wird. Wir müssen es also der Mühe werth achten, die Riten, die mit der Erzeugung dieses Feuers verbunden sind, etwas näher ins Auge zu fassen.

Man erzeugt das Feuer dadurch, dass man einen Stab von gewissen Holzsorten, vorzüglich von der Aqvattha, einer Schmarotzerpflanze, zwischen zwei wagrecht übereinander liegenden Holzplatten vermittels eines Seiles schnell hin und her drillt, bis die untere Platte an der geriebenen Stelle, sowie der Stab selbst am untern Ende zu glühen beginnt. Den Drehstab nennt man pramantha, die beiden Platten ânani. Die beiden ânani nun sind nach den Maassen des menschlichen Körpers eingetheilt. In einer genauern Beschreibung des Ritus indessen, finden wir noch andere Hölzer erwähnt. Kuhn führt 71 ff. aus Katyâyana's Karmapradîpa eine Stelle an, in welcher

ausser dem pramantha und den beiden ânani noch zwei Hölzer genannt werden, das çâtram und die ovîli. Die ânani, die nach dem menschlichen Körper getheilt sind, werden als 24 Daumen lang, 6 Daumen breit und 4 Daumen hoch angegeben. Das çâtram und ovîli, von denen keine Theilungsmasse vorgeschrieben sind, soll 12 Finger lang und von einem weichen, markigen Holze sein. Hieraus scheint der Zweck der beiden hervorzugehen; sie dienen höchst wahrscheinlich dazu, das durch die Drehung des pramantha gewonnene Feuer fest zu halten und so eine Entzündung einer grössern Flamme zu ermöglichen. Ausserdem lernen wir noch ein Holz kennen, das zu solcher Feuerbereitung nöthig war, durch eine Stelle, die Kuhn Herabk. d. F. 78 nach Weber's Uebersetzung von Vâj. Sanh. V. 2 anführt. Es heisst dort:

Man nimmt ein Stück Holz mit den Worten: Du bist des Feuers Geburtsort (janitram), legt darauf zwei Grashalme: vos estis testiculi, auf diese die adhanânani (die untere ânani): Du bist Urvaçi, salbt die uttanânani (die obere ânani) mit Butter: Du bist Kraft (samen o Butter), legt sie auf die adhanânani: Du bist Postúravas und reibt sie dreimal: Ich reibe dich mit dem Gayatrîmetrum, ich reibe dich mit dem Trichtubmetrum, ich reibe dich mit dem Jagatrîmetrum.

Auffallend ist vor allen Dingen, dass das unterste Holz, mit welchem der Drehstab gar nicht in Berührung kam, janitram, Geburtsstätte des Feuers genannt wird, während in der That die adhanânani die Erzeugungsstätte des Feuers ist. Da der Gebrauch, wie man auf den ersten Blick sieht, ein symbolischer ist, so kann man aus dem erwähnten Namen des untern Holzes schliessen, dass in einer frühern Gestalt des Brauches das untere Holz wirklich einmal dasjenige gewesen sei, welches mit dem Drehstabe gerieben wurde, so dass ihm davon der Name geblieben, der später nicht mehr passte. Die beiden Grashalme, die hier als testiculi bezeichnet werden, haben offenbar ursprünglich denselben Zweck, wie das çâtram und die ovîli, den entstandenen Funken zur Flamme zu machen; zu dem Zwecke legte man sie ganz natürlich rechts und links neben die Stelle, in welcher sich der pramantha drehte und deshalb befinden sie sich in dem zuletzt geschilderten Brauche auf dem Holze, welches ursprünglich das geriebene Holz war. Da sie an dieser Stelle später, als nicht mehr dieses Holz, das geriebene war, unnütz waren, so erhielten sie, da man einen Zweck nicht mehr sah, die symbolischen Namen. Dass das auf dem janitram liegende Holz, die ânani, nach menschlichem Maasse getheilt ist, leitet Kuhn von einer Vergleichung der Feuererzeugung mit der Zeugung her; indessen lässt sich die Ableitung auch umdrehen, indem man jene Vergleichung sich erst als ganz natürlich erscheinend denkt, sobald das untere Holz und demnächst auch die obere ânani nach menschlichem Maasse getheilt worden waren. Die Salbung der oberen ânani, die nur als Gegenlager für den pramantha dient und auf den pramantha fest aufgedrückt werden musste, um die gehörige Reibung des Stabes zu erzielen, soll offenbar die zu starke Reibung im oberen, mit den Händen gehaltenen Lager verhüten, indem durch die Butter das obere Lager glatt gemacht wird, so dass eine starke Reibung des pramantha nur in

der untern ânani erreicht wird, welche das Feuer fangen soll. Ueber die Nennung der drei Metra werden wir unten noch einmal reden.

Aufschluss über den Grund, weshalb die ânani nach den Massen des menschlichen Körpers getheilt sei, giebt uns folgende Erzählung. (Kuhn 4. d. F. 169 nach dem Harivamça und Vishnapurâna.)

Es regierte einst ein König Vena; dieser hatte gleich, sobald er die Regierung angetreten, alle Opfer und Spenden verboten, und als die Weisen ihm darüber Vorstellungen machten, meinte er, in der Person des Königs fliesse die Macht aller Götter zusammen und bestand auf seinem Verbote. Da erschlugen ihn die heiligen Weisen mit heiligen Kuçagrashalmen. Dann rieben sie den linken Schenkel desselben in derselben Weise, wie man das heilige Feuer entzündet (also mit einem pramantha), und es entsprang aus dem Schenkel ein Mann, wie ein verkohlter Pfahl anzusehen, mit glattem Gesicht und von kleiner Gestalt; das wurde ein Nishâda, von dem die bösen Nishâda's im Virdhyagebirge stammen. Darauf rieben sie ebenso die rechte Hand des Todten und daraus entsprang Pothu, das wie Agni glänzte und bei dessen Anblicke alle Wesen erfreut wurden.

Wie man sieht, ist in dieser Erzählung ein historischer Kern, der aber mit mythischen Zügen, die sich an ihn klammerten, umwebt wurde; auch Kuhn sieht einen geschichtlichen Kern darin. Der Vorgang ist so zu denken. Ein König nahm durch Einführung eines neuen Rituals den Brahmanen ihre Macht und wollte den Göttern die Opfer vorenthalten. Das sahen die Weisen als eine Empörung gegen die Gottheit an, welche die göttliche Strafe herabziehen müsse. Deshalb opferten sie ihn der Gottheit; sie erschlugen ihn und verbrannten seinen Leib als Sühnopfer. Darum heisst es: Sie rieben seinen Schenkel, wie bei der Feuerentzündung. Es war natürlich nicht der Schenkel selbst, den sie rieben, sondern eine Unterlage von Holz, auf welcher der Todte ausgestreckt lag. Zweimal mussten sie reiben, ehe das Experiment gelang. Das erste Mal verbrannte der Todte noch nicht völlig, sondern das Feuer erlosch, als er erst äusserlich verkohlt und verschrumpft war und der obere Theil, besonders das Gesicht noch unverbrannt war. Darum heisst es, es entsprang aus diesem Drehen ein Mann, wie ein verkohlter Pfahl anzusehen, klein, mit glattem Gesicht. Erst beim zweiten Male entsprang das hell lodernde Feuer, welches nun die sühnende Kraft hatte, welche wir bei den Sühnopfern oben kennen lernten. Darum heisst es, es sei aus der zweiten Bahrung der wie Agni (der Feuergott) glänzende Sohn des Vena entstanden, bei dessen Anblick alle Wesen sich freuten, nämlich wegen der sühnenden und heilbringenden Kraft, die dieses Feuer besass. Die Erzählung stellt also ein Sühnopfer in seinem ganzem Verlaufe dar. Das Erschlagen mit Kuçagras erinnert an die Geisselung der Schlachtopfer am Thargelienfeste. Wie man nun auch bei den Griechen von dem Feuer der Sühnopfer das Feuer für fernere Opfer nahm, so auch bei den Indern. Daraus erklärt sich dann auch, weshalb man das Feuer zu den Opfern aus einer nach menschlichem Masse getheilten ânani hervorquirlen musste. Es

war dies eine symbolische Nachahmung eines Sühnopfers, welche, nachdem man die Menschenopfer als verabscheuungswürdig einsehen gelernt hatte, ein Holz, welches nach den Theilen des Körpers in ihren Verhältnissen gemessene und benannte Abtheilungen und einen menschlichen Namen besass, an die Stelle eines Menschen setzte. Als man vergessen hatte, weshalb die ânani einen Menschen vorstelle, verleitete die oben erwähnte Vergleichung, die sich, als man den wahren Sinn der Handlung nicht mehr kannte, aufdrängte, dazu, dem untern Holze einen weiblichen und dem entsprechend der uttarânani einen männlichen Namen zu verleihen. Indessen war der männliche Name vielleicht älter als diese Vergleichung. Dass man als männlichen Namen gerade Purûranas wählte, lag nahe, da ein unten anzuführender Mythos dem Purûranas die Erzeugung des ersten Opferfeuers zuschrieb. So stellte die obere ânani eigentlich den über den Leichnam des Opfers gebeugten Opferer dar, welcher mittels eines Holzes den pramantha auf die Unterlage des Opfers mit seinem ganzen Gewichte aufdrückte, und das Feuer hervorquirlte. Die oben genannte Vergleichung benannte nun aber das Holz, welches das Opfer vorstellte, mit einem weiblichen Namen, der nach dem Namen Purûranas sich leicht als Urvaçi fand, welche in jenem Mythos als Gemahlin des Purûranas erscheint. Wissen wir nun, dass die untere ânani einen Körper ersetzt, so ist auch deutlich, weshalb man das unterste Holz janitram, Geburtsort des Feuers nannte. Es war ja ursprünglich die Unterlage, auf welcher der zu Verwendende lag, so dass dann auch die Brennmaterialien, die wir in den beiden Grashalmen sahen, an ihrer richtigen Stelle sich befinden. Die Nennung der drei heiligen Strophen bezieht sich höchst wahrscheinlich auf das Versmass, in dem die Gebetstrophen, unter deren Absingung oder Recitation man das Sühnfeuer hervorzuquirlen pflegte, abgefasst waren, und jene Versmasse verdanken ihr grosses Ansehen und ihre grosse Heiligkeit wahrscheinlich dieser ursprünglichen Anwendung bei den höchst wichtigen und heiligen Sühnopfern.

Von diesem Standpunkte aus erklärt sich auch folgende Stelle aus dem Alhanuaeda (Weber's Handschr. Verzeich. 365. pariç. 23 cfr. 18 ff.), welche Kuhn 209 so übersetzt:

Die ânani ist der Opfernde (jagamânar), so sagen einige Lehrer, und alle die hauptsächlichsten Verrichtungen damit sind gleicherweise das Opfer. Die beiden ersten Sechstel von unten werden Füsse und Beine genannt, die zweiten Knie und Schenkel, die dritten nennt man die Hüften, die vierten Bauch und Oberleib, ebenso auch die fünften Hals und Nacken, die sechsten nennt man Kopf; so beschreibt man die Glieder.

Dann folgen Vorschriften über den Ort, wo man das Feuer hervorquirren solle, und als bester Ort dafür wird das guhyaka (pudenda) genannt. Wie so die ânani der Opfernde sein könne, haben wir oben schon gesehen, es ist hier offenbar an die obere, purûranas genannte ânani zu denken.

Ebenso ist selbstverständlich, wie jede bedeutendere Handlung, die mit diesem Feuerzeuge vorgenommen wird, das Opfer selbst sei; denn die Feuererzeugung ahmt ja das Sühnopfer nach und steht an seiner Stelle.

Auch lässt sich ersehen, weshalb gerade das guhyaka als die passendste Stelle empfohlen wird. Denken wir uns den Körper des zu Opfernenden auf der mit hinreichendem Brennstoffe bedeckten Holzunterlage ausgestreckt, so mussten für den, der nun mit dem pramantha die Unterlage zum Hervorquirlen des Feuers erreichen wollte, vor allen Dingen doch die vom Körper frei gelassenen Stellen zugänglich sein und unter diesen eigneten sich wieder am besten die in der Mitte liegenden Stellen, da von hier aus das entstandene Feuer gleichmässig den ganzen Körper ergreifen konnte. Darum bohren in der oben angeführten Erzählung die Weisen zum zweiten Male in der Hand, darum werden die Hüften gerühmt, als Erzeugungsort des Feuers, darum vor allen Dingen das guhyaka, die Mitte des Körpers.

Das Verfahren der Inder bei der Verbrennung der Sühnopfer ist demnach ein ähnliches gewesen, wie wir dasselbe bei den Germanen bei Entzündung derjenigen Nothfeuer antrafen, bei denen nicht ein Rad, sondern eine Walze verwendet wird, die man zwischen zwei Pfählen dreht. Wenn wir diese heilige Feuererzeugung als Einleitung zu dem fernern Opfer sehen, so erinnert uns das an die Stelle in der Germania des Tacitus c. 39, wo es hiess: publice caeso homine celebrant barbari ritus primordia, wo also auch von diesen Menschenopfern gesagt wird, dass sie die Einleitung zu den weitem Opferbräuchen seien.

Auch über die Zeiten des Jahres, in welchen bei den Indern derartige Sühnfeiern abgehalten werden, erlaubt ein Mythos, der von Purûravas, dem Bringer des Feuers, handelt, einige Schlüsse. Derselbe findet sich Rigveda X, 95. Kuhn giebt (Hbknt. d. Feuers betr. 83 ff.) eine Uebersetzung, die wir zum Theil anführen werden. Purûravas ist von seinem Weibe, einem Weibe göttlicher Natur verlassen worden und sucht dieselbe wiederzugewinnen. Er geht zu den Gaudharnen und bittet um Rückgabe seiner Urvaçî. Die Gaudharnen bestellen ihn auf die letzte Nacht des Jahres wieder zu sich. Er stellt sich zu der vorgeschriebenen Zeit ein und die Gaudharnen verkündigen ihm, dass er am nächsten Morgen einen Wunsch frei haben solle. Auf den Rath seiner Frau wünscht er da, um dadurch seine Frau wieder zu erlangen, einer der Gaudharnen zu werden. Die Gaudharnen geben ihm Feuer, mit dem er opfern soll; dann werde er einer der Gaudharnen werden. Er nimmt es mit sich auf die Erde, setzt die Schale, in der er es erhalten, in einem Walde nieder und entfernt sich, um bald wiederzukehren. Als er kommt, ist das Feuer verschwunden, die Schale ist ein Çamibaum geworden und das Feuer eine Açvattha darauf. In seiner Verlegenheit geht Purûravas wiederum zu den Gaudharnen und fragt sie um Rath. Die sagen nun:

Koche ein Jahr von Vieren zu verzehrendes Mus (samvataram cātushprāçyam odanam paca sa etc.) und lege von diesem Açvattha je drei Scheite, die du vorher mit Butter bestrichen, mit den die Worte samidh und ghrta enthaltenden Versen an; das Feuer, welches daraus entstehen wird, das nur wird das richtige sein.

Sie sagten: Dies ist jedoch gewissermassen nur mittelbar. Mache eine uttar

ârani von Aṣvatthaholz und eine adharârani von Çanûholz; das Feuer, welches daraus entstehen wird, nur das wird das richtige sein.

Sie sagten: Dies ist jedoch gewissermassen nur mittelbar. Mache eine uttarârani von Aṣvatthaholz und eine adharârani von Aṣvatthaholz, das Feuer, welches daraus entstehen wird, das nur wird das richtige sein.

Purûravas befolgt diese Weisung und wird nun einer der Gaudharnen. Deshalb, fügt der Rigveda hinzu, möge man nur ein uttarârani von Aṣvatthaholz und eine adharârani von Aṣvatthaholz machen; das Feuer, welches daraus entspringt, das ist das rechte, wer mit dem opfert, wird einer der Gaudharnen. Dass Purûravas von den Gaudharnen ein Feuer erhält, um damit zu opfern, ist ein Hinweis darauf, dass nur ein reines, heiliges Feuer zum Opfer genommen werden dürfe, wenn man dadurch den Göttern ähnlich, also glücklich und schuldlos werden wolle. Wir sahen oben, dass man solches Feuer mittels eines Sühnopfers und späterhin einer symbolischen Nachahmung eines Sühnopfers erzeugte. Purûravas erhält es am ersten Morgen des neuen Jahres, nachdem er in der letzten Nacht des alten Jahres zu den Gaudharnen gekommen. Hieraus lässt sich nun schliessen, dass in der letzten Nacht des Jahres in früheren Zeiten bei den Indern ein solches Sühnfest gefeiert worden sei, so dass man also am andern Morgen zum Neujahrsopfer und auf den Herdstätten der Einzelnen geheiligtes, von dem Sühnfeuer entzündetes Feuer besass. Das Hinkommen zu den Gaudharnen bedeutet offenbar das Herantreten zu den Gaudharnen mit dem Opfer, und der Erfolg ist die Erlangung des heiligen, sühnenden Feuers. Die Verwandlung des himmlischen Feuers in eine Aṣvattha ist ein mythischer Zug, der aus der Aehnlichkeit dieses Schmarotzergewächses mit dem Blitze entstanden ist, welcher gleichsam auch wie ein Schmarotzergewächs auf dem Wolkenbaume emporschiesst. Dieser Zug erklärt, weshalb die Aṣvattha den den Blitz führenden Gottheiten, als welche die Gaudharnen zu denken sind, geheiligt ist, und diese Heiligkeit zeigt, weshalb man bei den diesen Gottheiten gebrachten Sühnopfern sich der Aṣvattha bediente. Hereingezogen in diese alte Erzählung ist der mythische Zug von der Aṣvattha, als man die Sühnopfer nicht mehr brachte, sondern sie nur noch symbolisch darstellte und an keinen bestimmten Tag mehr band; denn nun sah man in dem Feuer, welches die Gaudharnen in dieser Sage spendeten, nur noch das Blitzfeuer. Der erwähnte Zug diente nun als Verbindungsglied zwischen dem ersten Theile der Erzählung, der das Feuer des Sühnopfers als göttlich hinstellte und einer, oder vielmehr mehreren spätern Vorschriften, das sühnende, göttlich machende Feuer zu erhalten. Dass eine solche Verschmelzung vor sich gegangen, beweisen die drei einander zum Theil aufhebenden, mindestens aber einander nicht verlangenden Rathschläge der Gaudharnen, wie unsere Erzählung sie bietet.

Die erste Vorschrift ist, wie es scheint, die älteste und giebt das Verfahren der alten Inder am genauesten an. In den drei Scheiten von Aṣvatthaholz, die mit Butter gesalbt angelegt werden sollen, erkennen wir die drei Hölzer, welche zur Feuer-

bereitung bei dem Sühnfeste nöthig waren; ein unterer, auf welchem das Opfer lag, ein oberer und zwischen beiden der pramantha.

Das Wichtigste für uns, wenn auch scheinbar das Dunkelste, ist der Anfang dieser Vorschrift: Koche ein Jahr von Vieren zu verzehrendes Mus; das scheint in gar keinem Zusammenhange mit dem Folgenden zu stehen. Indessen müssen wir uns erinnern, dass nach der aus Abneigung gegen das Vernichten fremden Lebens entstandenen grossen Beschränkung der Thieropfer das Opfer in einem Opferbrei oder Mus bestand. So ist auch das in der voranstehenden Vorschrift genannte Mus als Opfer zu verstehen, an dessen Stelle früher Thier- oder Menschenopfer gestanden hatten. Die drei dazu erwähnten Aṣvatthascheite überzeugen uns nun, dass es sich um die Entzündung des heiligen Feuers, also um Sühnopfer und somit um Menschenopfer ursprünglich handle. Diese sollen nun ein Jahr hindurch von Vieren verzehrt werden; die Bedeutung kann kaum zweifelhaft sein: jede Jahreszeit brachte ihren Sühnopfertag mit sich, wie wir auch bei den Germanen die Sühnopfer auf die vier Jahreszeiten vertheilt fanden. Nach Abschaffung der blutigen Opfer schrieb nun eine alte Abänderung des früheren Gebrauches vor, vier mal im Jahre zur Sühne ein Opfermus vom Feuer verzehren zu lassen, welches, wie früher bei den alten Sühnopfern, durch Reibung dreier Hölzer hervorgebracht worden.

Die beiden anderen Vorschriften sind offenbar später und auch nicht unter sich gleichzeitig. Sie erwähnen Nichts mehr davon, dass die Handlung zu bestimmten Zeiten geschehen solle, stellen auch dieselbe nicht mehr als selbstständiges Opfer hin, wie die erste durch die Erwähnung des Opferbreies. Sie geben den Beweis, dass man zu einer Zeit Āmī- und Aṣvatthaholz, zu einer andern (wie der am Schlusse des Ganzen hinzugefügte Ausspruch des Zusammenstellens dieser einzelnen Erzählungen und Vorschriften über das heilige Feuer beweist, spätern) nur Aṣvatthaholz zu der Feuerverbreitung verwendet habe. Wichtig ist für uns in diesen beiden letzten Vorschriften nur der Eingang: Dies ist jedoch gewissermassen nur mittelbar. In dem Feste heisst dieses „mittelbar“ paro'ksam; es soll offenbar heissen: Dies ist nur symbolisch und zeigt, dass zu der Zeit, als diese Vorschriften abgefasst wurden, noch die Erinnerung lebte, dass der Gebrauch der heiligen Feuerentzündung nur Stellvertreter eines alten anderen Brauches sei, den wir als Menschenopfer kennen gelernt haben.

Aus der Existenz und Gestalt der Menschenopfer zu Sühnzwecken bei den Indern fällt Licht auf eine Anzahl dunkler vedischer Stellen, die anzuführen und zu deuten indessen hier der Raum verbietet. Für unsern Zweck ist das durch den Blick auf die indischen Bräuche Gewonnene wichtig, weil diese indischen Sühnopfer in den Kräften, die man ihnen beilegt, sowie in ihrer allgemeinen Gestalt, dazu auch in den Zeiten des Jahres mit denen der Griechen und der Germanen zusammentreffen. Es ist daraus, wie auch schon aus dem hohen Alter, das diese, schon in den vedischen Zeiten bei den Indern antiquierten und umgestalteten Gebräuche besitzen, der sichere Schluss zu ziehen, dass diese Opfer in Blüthe und Ansehen standen, bevor West-

und Ostarien sich trennten. Es wird daher von diesen indischen Gebräuchen auch im Einzelnen mancher wichtige Lichtstrahl auf die germanischen Bräuche fallen. Wenden wir uns zu diesen zurück.

Wollen wir die einzelnen Reste, die uns von den Sühnopfern der Germanen in den Johannisfesten und den verwandten Feiern erhalten sind, einer nähern Betrachtung unterziehen, um uns ihren Zusammenhang mit den Opfern klar zu machen und zugleich die ursprüngliche Gestalt der alten Feier aus den Ueberresten zusammenzustellen, soweit das möglich ist, so beginnen wir am zweckmässigsten mit einer Betrachtung derjenigen Gebräuche, die den Hauptkern der Feiern, wie sie in unserem Zeitalter noch begangen wurden, oder zum Theil noch begangen werden, bilden, nämlich der Feuer.

Sehen wir die in Frage stehenden Feiern als Sühnopfer an, so ist der Zusammenhang der erwähnten Feuer damit gar nicht zweifelhaft. Es erhellt, dass sie die zur Verbrennung der Schlachtopfer verwendeten Feuer seien. Dass es Sitte der Germanen war, ihre Opfer zu kochen, kann hier nicht in Betracht kommen. Denn um ein Kochen der Opfer konnte es sich nur da handeln, wo ein Theil des Opfers an dem gemeinschaftlichen Feste von den Opfernden verschmaust wurde; da trat bei den alten Griechen das Rösten ein. Diese Sühnopfer indessen verspeiste man auf keinen Fall; denn sie waren ja Opfer, die man der Gottheit ganz auslieferte, die mit einer Schuld gegen die Gottheit beladen waren, und selbst dem Cannibalismus huldigende Völker, bei denen also der Grund, dass man die Opfer als Menschenopfer ungekostet gelassen habe, wegfiel, würden doch ein solches mit dem Fluche der Sünde gegen die Gottheit beladenes Opfer nicht gegessen haben. Daher finden wir denn auch bei den indischen Sühnopfern, deren Existenz wir oben erkannten, das Verbrennen des Opfers und erst im Anschluss an diese Sühnfeier das fernere Opfer; ebenso vertilgten die Griechen die Sühnopfer gänzlich, ohne einen Theil davon zu geniessen, indem sie dieselben entweder vollständig verbrannten, oder dadurch ganz wegschafften, dass sie dieselben in das Meer stürzten; auch bei solchen Sühnopfern, die nicht mehr in Menschenopfern bestanden, wie sie also bei jeder kleinern Sühnung gebracht wurden, verfuhr man so, dass man das Opfer entweder verbrannte, oder an einem abgelegenen Orte ganz vergrub. (Schoemann, Gr. A. II 240). So ist auch kein Zweifel, dass die Germanen ebenfalls die an den Sühnfeiern geopfert Menschen ganz vernichteten und zwar wie die Inder mit Feuer.

Was nun diejenigen Johannisfeuer anbetrifft, die, wie wir sie oben kennen lernten, einfach in Scheiterhaufen bestehen, so ist der Hergang bei den Opfern, deren Reste dieselben sind, ziemlich einfach, wenigstens in seinen Hauptzügen, zu ersehen. Man führte, wie der oben angeführte Brauch der Suhler Gegend zeigt, die zu Opfernenden, mit Brennstoffen bewickelt unter Peitschung hinaus zu der Opferstätte. Dort fanden sich, bei feierlichen gemeinsamen Opferfesten, wie Tacitus in der Germania 39 sagt, auch die benachbarten Gaue, die demselben Stamme angehörten, in Gesandt-

schaften ein und man begann die Verbrennung der Opfer auf einem Scheiterhaufen. Wie uns die Bereitung des Nothfeuers beweist, wovon Kuhn an der schon mehrmals citierten Stelle spricht, bereitete man das zur Verbrennung nöthige Feuer mittels einer in zwei eichenen Pfählen durch ein Seil hin- und hergedrehten Walze. Das erinnert uns an die indischen drei Hölzer, durch deren Reibung das Sühnfeuer bereitet wurde; dort erfuhren wir, dass der Körper des zu Opfernenden auf dem unten liegenden Holze befestigt war, doch so, dass sich unter ihm noch Brennmaterialien befanden; ähnlich müssen wir uns den Vorgang auch hier denken, so dass der untere der drei Pfähle sich unter dem Scheiterhaufen und dem Leichnam befand, und die Walze also durch den Haufen hindurch reichte; daraus ist auch erklärlich, weshalb man die Vorrichtung zur Feuerentzündung so gross machte, wie es schon aus den Bezeichnungen der einzelnen Theile in jenem Berichte hervorgeht (Pfähle, Walze). War die Verbrennung geschehen, so verstreute man die Asche in die Luft, wie es ebenfalls bei der Entzündung des eben erwähnten Nothfeuers geschah; der Vorgang glich also im Wesentlichen dem an den athenischen Thargelien gewöhnlichen, wo man die Asche der beiden Sündenböcke in das Meer streute.

Doch dies war nicht der einzige Modus dieser Opfer. Wir lernten oben noch eine andere Art der Johannisfeuer kennen; man liess, wie Grimm von Konz berichtete, brennende Räder einen Berg hinab, in Wasser, in den uns bekannten Beispielen, in einen Fluss rollen. Ausser dem Konzer Gebrauch haben wir noch eine Nachricht von dem Feuerrade zu Trier, worüber Grimm am Schlusse obigen Berichtes einige Worte hinzufügte. Ausführlicheres darüber finden wir bei Hocker, Geschichten, Sagen und Legenden des Mosellandes, S. 415 ff. (Kuhn H. d. F. 96) Dort heisst es:

Nachdem am Donnerstag der Hebdomada die Metzger und Weber neben dem Kreuz auf dem Marxberge (Mons Martis, Donnersberg, Dummersberg) eine Eiche gesetzt und zu der Eiche ein Rad gefügt, folgte dieser Einleitung am Sonntag Invocavit das eigenthümliche alterthümliche Volksfest. Zwei Zünfte, die Metzger als Reiter, die Weber als Füsser, gut beritten, wohl bewaffnet und schön gekleidet, erschienen auf dem Kornmarkte, geordnet in ihre Heerhaufen. Nun auch begannen die Klänge der Glocken des Domes, nach ihm das allgemeine Läuten von sämtlichen Thürmen. Auf diese schwellende Fluth von Klängen strömte das Volk zum Markte und umwogte die bewaffneten Schaaren, die nach der Moselbrücke zogen, wo die Weber als Besatzung zurückblieben, während die Metzger dem Marxberge zuritten, um das Werk des Volkes zu schirmen. Sogleich begann dasselbe die Eiche umzuhauen, das Rad anzuzünden und beide in das Thal der Mosel zu rollen, die Reiterei feuerte auf das flammende Rad und erhielt, wenn das Rad in die Mosel rollte, ein Fuder Wein vom Erzbischof zu Trier — (nun folgt noch eine Beschreibung der weiteren Feier des Tages, dass die Weber den Metzgern ein Essen gaben und der Tag in Jubel verbracht wurde.)

Diese Feiern haben, wie Hocker ebenda sagt, stattgefunden von 1550—1779. Soweit sind sie wenigstens durch Erwähnungen zu belegen.

In der Erzählung, wie wir sie bei Hocker finden, ist mehreres unklar. Klar ist bloss, dass man das brennende Rad in die Mosel laufen liess; unklar dagegen ist der Ausdruck: Nachdem die Metzger und Weber auf dem Marxberg eine Eiche gesetzt und dazu ein Rad gefügt. Unklar ist ferner: Sogleich begann das Volk die Eiche umzuhauen, das Rad anzuzünden und beide in das Thal zu rollen. Denn in welcher Weise das Rad zu der Eiche gefügt sei und wie man die Eiche, deren beim Erlöschen des Rades im Flusse nicht wieder Erwähnung geschieht, in den Fluss gerollt habe, darüber lässt uns der Bericht im Unklaren. Um uns dies, was für unsern Zweck doch gerade sehr wichtig ist, vorstellen zu können, müssen wir uns Rath aus einer andern Beschreibung eines ähnlichen Brauches holen. Diese findet sich bei Panzer, (II, 240). Dort heisst es: Die Erwachsenen und Verheiratheten hielten die Feier (am Veitstag, zu Obermedlingen in Schwaben) auf dem höchsten Punkte des Berges in folgender Weise. Sie bestrichen ein altes Wagenrad mit Pech, umflochten es mit Stroh, pflanzten einen etwa 12 Fuss hohen Pfahl in den Boden, steckten darauf das Rad mittelst der Nabe, hängten Wellen darauf und zündeten es zwischen Licht und Dunkel an. Wenn das Rad lichterloh brannte, die Flamme hoch aufloderte, sagten Alle zugleich einen Spruch, gen Himmel die Augen und Hände emporrichtend und die Hände zur Bitte in einander gelegt.

Hier erhalten wir Auskunft, in welcher Weise man das Rad an den Pfahl fügte und können sicher annehmen, dass man auch zu Trier einen eichenen Pfahl in den Boden rannte, was Hocker mit den Worten andeutet: Nachdem — — — eine Eiche gesetzt; das Rad fügte man zu dieser Eiche dann eben so, wie in dem zuletzt angeführten Brauche, nachdem man es natürlich ebenfalls mit Brennstoffen umhüllt hatte, was zwar nicht ausdrücklich erwähnt wird, indessen zu einem nachhaltigen Brennen des Rades so unerlässlich ist, dass es der Selbstverständlichkeit wegen eben gar nicht noch besonders beschrieben worden ist.

Wie auch Kuhn an der betreffenden Stelle aus dem Obermedlinger Brauche schliesst, ist offenbar ursprünglich das Rad durch fortgesetzte Drehung des Rades auf dem Pfahle in Brand gesetzt worden. Nachdem es nun in Brand gesetzt war, hieb man, wie Hocker erzählt, die Eiche ab und machte so das Rad frei, um es hinabrollen zu können. Deshalb erwähnt Hocker das Schicksal der Eiche nicht weiter, weil der Theil derselben, der im brennenden Rade steckte und zugleich mit demselben in den Fluss gerollt wurde, dasselbe Schicksal hatte, wie das Rad.

Das Rad nahm in diesen Bräuchen also dieselbe Stelle ein, wie der untere eichene Pfahl, in welchem die Walze zur Entzündung der Nothfeuer sich drehte und wie die älteste *ârani* oder vielmehr das *janitram* der Inder. Wie wir bei den Indern auf dem untern Holze den zu verbrennenden Körper befestigt fanden, und wie wir annehmen mussten, dass man ursprünglich auch bei den Germanen die Walze senkrecht durch den Scheiterhaufen mit dem zu Opfernden bis auf ein unten festliegendes Holz durchgehen liess, in welchem sie eben durch ihre Reibung das Feuer

hervorbrachte, so ist auch hier anzunehmen, dass das Rad, welches so reich und dick mit Brennstoffen umwickelt wurde, ebenfalls den Körper des zu Opfernden trug. Derselbe wurde, wahrscheinlich selbst schon mit brennbaren Stoffen umkleidet auf dem Rade, sei es vermittelt eines Durchflechtens durch die Speichen, sei es auf andere Weise, befestigt und dann noch dick umwunden mit sammt dem Rade; es gehörte zu einer hinreichenden Verzehrung des Körpers eine beträchtliche Menge Brennmaterialien. Brannte das Ganze durch und durch, dann machte man durch Abhauen des Pfahles das Rad frei und rollte es hinab in das unten fließende Wasser. Dieses Hinabrollen hatte offenbar denselben Zweck, wie zu Athen das Verstreuen der Asche in das Meer, oder wie das Hinabstürzen der Opfer zu Leukas in das Meer, wie das Verstreuen der Asche von den Nothfeuern in Deutschland, es hatte den Zweck, sich des Opfers zu entledigen, es der Gottheit völlig anheim zu geben. Man vereinigte so das Verbrennen mit der Vernichtungsart, wie sie der Sturz von dem Vorgebirge Leukas zeigt. Die Bequemlichkeit des Herabrollens, sowie die bequeme Art der Feuererzeugung, wie sie diese Anordnung des Rades bot, führten zu der Wahl eines Rades zu solchem Zwecke, vielleicht auch der Umstand, dass man Gelegenheit gehabt hatte, in frühen Zeiten an Karren mit hölzernen Achsen eine Entzündung der Achse beim Fahren wahrzunehmen.

Aus der eben erwähnten Bedeutung des Herabrollens der Räder ist aber ersichtlich, dass man einen Strom dazu brauchte, der am Fusse einer Höhe floss, auf der man das Opfer bringen konnte. Wo ein solcher nicht vorhanden war, kam man auch nicht auf den Gedanken, sich in solcher Weise des Opfers zu entledigen. Kamen aber solche Stämme, die früher lange Zeit an Orten gewohnt hatten, wie sie zu solchem Herabrollen in's Wasser günstig waren, und die hier diesen Opfermodus angenommen und in ihren Sitten fixiert hatten, in Gegenden, wo es an der geeigneten Oertlichkeit mangelte, so blieb eben das Hinabrollen weg, man behielt aber die einmal zur alten Sitte gewordene Entzündung der Opferfeuer durch ein Rad bei und führte den alten Brauch aus, bis auf das Abhauen des Pfahles und das Hinabrollen, so dass man also das Rad mitsammt dem Opfer nun gradeso auf der Höhe ausbrennen liess, wie man es mit dem einfachen Scheiterhaufen that. Solcherart ist der Obermedlinger Brauch, der uns im Uebrigen noch die altheidnische Gebetsstellung zeigt, die die Theilnehmer am Opfer im Augenblicke des Emporlohens einnahmen, indem sie die Bitten um gnädige Annahme des Opfers und somit um Gewährung der Straflosigkeit aufsteigen liessen.

Eine ähnliche Geschichte haben auch die Zwitterbräuche, bei denen sowohl ein Scheiterhaufen angezündet wird, als auch daneben mit kleinen, aber in grösserer Zahl vorhandenen Scheiben ein Spiel getrieben wird.

Kuhn redet nach Panzer Beiträge I, 211 von solchem Scheibenschlagen. Verschiedenartig gestaltete, oft sternförmige Scheiben aus Holz werden mit Pech und andern Brennstoffen belegt angezündet und durch einen Hebel mit Gewalt in die Luft

geschneht. Hier ist nicht erwähnt, ob dabei auch noch andere Feuer angezündet werden. Dies erfahren wir von einem schweizerischen Brauche. Im Kanton Glarus, und zwar zu Matt hat man die Sitte, am Fastnachtsabend auf den Höhen Feuer anzuzünden; dabei treibt man dann das „Schiebefleuga“, d. h. man zündet vieleckige buchene Scheiben, welche an einem langen Haselstocke befestigt sind, an dem Feuer des Scheiterhaufens an und schnellt sie dann durch einen Schlag auf ein schiefstehendes Brett ab, so dass sie funkensprühend in weitem Bogen in das Thal fliegen, indem man dabei einen Spruch ausruft.

In dem ersten Brauche, den Panzer beschreibt, ist die Zusammengehörigkeit mit den Johannisträdern ganz unverkennbar. Denn während man sonst die Räder in das Wasser rollen lässt, ist hier nur der Unterschied, dass man die Scheiben von ihrem Gestell hinab schleudert. Aber auch in dem Scheibenschlagen des Ortes Matt ist die Erinnerung an den alten Gebrauch noch nicht bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Denn die langen Haselruthen mit den an ihrer Spitze steckenden Scheiben geben im Kleinen das Bild des auf einem langen Pfahl aufgepflanzten Rades und sind ebensowohl als eine Modification des alten Brauches anzusehen, wie die Räder, von denen wir oben redeten, die man verbrennen liess, ohne sie den Berg hinabzurollen. Wir haben in dem schweizerischen Brauche eine Vermischung von den Opfern, die auf Scheiterhaufen verbrannt wurden und denen, zu deren Verbrennung man das Radfeuer anwendete, vor uns. Der Mangel an einem bedeutenden Strome, der am Fusse der Höhen des erwähnten Ortes vorbeiflösse, vertrieb den alten Opfermodus und liess den der Scheiterhaufen eintreten. Dabei erhielt sich aber die Erinnerung an den alten Brauch in der Weise, dass sie nach gerade in jene Spielerei ausartete, die dann Jeder für sich allein trieb, während der angezündete Scheiterhaufen das gemeinschaftliche, wirkliche Sühnopfer bezeichnet.

An manchen Orten herrscht der Brauch, dass man solche geschlagene Scheiben, die man mit einem Weihspruche in die Luft treibt, der Dreieinigkeith, dem Teufel, der Liebsten und auch Verrufenen steigen lässt. So heterogen diese Personen sind, deren Name bei dem Ritus genannt wird, so bezeichnen sie doch gerade recht characteristisch den Zweck des Brauches als ursprüngliches Sühnopfer. Denn der Gottheit waren sie ja geweiht und das Christenthum schob dafür statt der heidnischen Gottheit die Gesammtheit der göttlichen Person ein. Gegen alles Unheil und die Strafe für begangene Sünden sollten sie schützen; das Christenthum, oder vielmehr die Dogmatik früherer Zeiten und der Volksglaube sah den Teufel als den Unheilstifter an, der allerdings nur durch die Sünde Anspruch auf die Menschen machen konnte. Was also im Heidenthume die schadende Gewalt der Gottheit war, war nun der Teufel, dem Gott, wenn er zürnte, das Recht einräumte zu schaden; deshalb ist es nur consequent, wenn neben der Dreifaltigkeit auch der Teufel beim Schleudern dieser Scheiben genannt wird. Ebenso wenn Solche dabei genannt werden, die öffentliches Aergerniss je nach den maassgebenden Anschauungen der Zeit gegeben haben;

denn grade sie hatten früher an diesen Festen mit Leib und Leben den Fluch, den ihre That über das ganze Volk zu bringen drohte, sühnen müssen. Die Lieben dagegen, die Familie war es, für die Jeder den Segen dieser Sühnfeier zu erlangen suchte, wie für sich, deshalb war eine Nennung geliebter Personen natürlich genug. So stehen also die verschiedenen bei diesem Scheibenschleudern genannten Personen in einem ganz verschiedenen Verhältnisse zu dem Sühnopfer; sie stellen theils die zu versöhnenden Mächte, theils die als Sühne Dargebrachten, theils die Gesühnten dar.

Es bleiben uns noch einige Bemerkungen über eine Erscheinung bei dem von Hocker geschilderten Trier'schen Feuer.

Dort werden Bewaffnete erwähnt, welche während des Hinabrollens des Rades dasselbe verfolgen und auf das Rad feuern. Kuhn sah darin die Nachahmung des Kampfes der auf Seiten Indra's stehenden Maruts. Wir sahen oben schon, dass diese Deutung nicht haltbar sei und da sich uns die Feiern als Sühnfeiern darstellten, so ist an einen Kampf für unsere Deutung gar nicht festzuhalten. Die Bewaffneten erinnern uns an die feierliche Versammlung der Wehrhaften, wie sie bei solchen, das Volk eines ganzen Stammes betreffenden Feiern ohne Zweifel stattfand. Auch die Sonderung der Frauen von den Männern, wie sie der von Grimm beschriebene Konzer Brauch zeigt, weist auf eine solche Versammlung. Das Schiessen steht an der Stelle eines frühern Schleuderns, etwa mit Steinen, oder vielleicht auch mit Geschossen, es scheint eine gleiche Auffassung zu erlangen, wie der oben besprochene Brauch des Peitschens der Schlachtopfer, wie er sich bei den athenischen Thargelien und dem Suhler Brauche zeigt.

Dass man sich ein gutes Jahr verspricht, wenn das Rad noch brennend den Fluss erreicht, dagegen das Gegentheil fürchtet, wenn das Rad vorher erlischt, erklärt sich daraus, dass man es für eine Zurückweisung des Opfers hielt, wenn dasselbe erlosch, wollte die Gottheit das Sühnopfer aber nicht, so bewies sie ja damit, dass sie auch die Strafflosigkeit nicht gewähren wollte, die man für das Opfer eintauschen wollte; daher die Furcht vor einem bösen Jahre und vor Unheil, wenn das Rad vorzeitig erlosch. Nahm die Gottheit dagegen das Opfer an, so erwartete man auch die Versöhnung derselben und daher schreibt sich dann die Hoffnung auf ein gesegnetes Jahr, wenn das Rad seinen Bestimmungsort erreichte, ohne vorher zu erlöschen.

Da die Abbrennung solcher Feuer dem Zwecke diene, das Volk von Unheil zu befreien, welches aus dem Zorne der Gottheit entsprang, so musste er auch als heilbringend und vor Unheil schützend gelten, wenn man solche derartige Segnungen spendende Flamme in Berührung mit dem menschlichen Körper oder den Dingen brachte, die man vor Uebel schützen wollte.

Dahin gehört, was wir über das Nothfeuer zu Edesse erfahren, von dessen Entzündung durch Drehung einer Walze in eichenen Pfählen wir schon mehrmals geredet haben. Kuhn erzählt (Herabk. d. F. 45 nach Goldhorn Mythol. 570) davon:

„Als das Feuer lohte, wurden zuerst die Schweine, dann die Kühe, endlich die Pferde hindurchgetrieben. Die gläubigen Hauswirthe nahmen einen abgelöschten Brand mit in ihr Haus, die Asche ward weithin ausgestreut.

Aber auch sich selbst suchte man auf diese Weise zu schützen, deshalb übersprang man das Johannisfeuer, auch paarweise (s. Kuhn 100. Wolf Beitr. II, 385.)

Wie man auch andere wichtige Besitzthümer, die Felder dadurch zu schützen suchte, zeigt der Brauch von Poitou, den Kuhn (57) erwähnt; dort pflegte man ein mit Stroh unwundenes Rad anzuzünden und damit durch die Felder zu laufen. Wenn wir die Bedeutung der Johannisfeuer als Sühnopfer kennen, so ist eben die Bedeutung dieses Brauches ganz deutlich; Kuhn, der das Herabrollen des Rades als einen Kampf und eine Flucht und dabei als den Kern der ganzen Feier sieht, nimmt deshalb auch den Poitou'schen Brauch als eine ganz verblasste Erinnerung an die Darstellung jenes Kampfes an.

Nahe lag nun auch ein anderer Wunsch, nämlich die sühnende, vor Unheil schützende Flamme auch in das eigene Haus zu verpflanzen. Von den Griechen wissen wir ja (s. Schoemann Gr. Altsth. II, 240 ff.), dass sie bei allgemeinen Sühnfesten auf allen Herdstätten das Feuer löschten und mit Feuer, welches vom Sühnopfer genommen war, wieder anzündeten. Deutliche Spuren davon, dass man in gleicher Weise bei den deutschen Sühnfesten verfuhr, zeigt, was von dem erwähnten Nothfeuer erzählt wurde, dass die altgläubigen Hauswirthe Brände von dem Feuer mit nach Hause nahmen, um damit die Sühne in ihr Haus zu tragen. Auf Aehnliches weisen die Fackeln hin, von denen Grimm bei dem Konzer Johannisbrauche redet, die aus demselben Stroh geflochten waren, von dem man genommen, um das Rad zu bewickeln und die man während des Herabrollens des Rades brennend in der Luft schwang.

Wie man dem Feuer des Sühnopfers eine heilbringende Kraft zuschrieb und Alles, was damit in Berührung kam, als von solcher Sühnkraft erfüllt ansah, so geschah das denn auch mit Allem, was bei dem Sühnfeste zur Anwendung gekommen war. Darauf beziehen sich noch eine Anzahl Bräuche und abergläubische Vorstellungen, die sich zum Theil auch da noch erhalten haben, wo der Brauch der Johannisfeuer selbst nicht mehr aufrecht erhalten ist.

So herrscht in manchen Gegenden Deutschlands — erfahrungsmässig kann ich es von der Hallenser Gegend berichten — der Brauch, zu Johannis Kränze und Kronen aus Blumen zu winden und im Hause aufzuhängen. Man bewahrt solche Kränze das ganze Jahr auf und schreibt ihnen segnende Kraft zu, so dass man z. B. einen „Thee“ aus den Blättern und Blumen derselben für heilkräftig hält. Auch pflügen Kinder am Johannistage sich einen kleinen Erwerb daraus zu machen, den Vorübergehenden für ein paar Pfennige einige lockere Rosenblätter aufzudringen, deren Heilkraft ebenso gerühmt wird. In der erwähnten Gegend macht man keinen Unterschied unter den Blumen, man wählt beliebige, um daraus Kränze zu winden. An Orten hingegen, wo sich derartige Bräuche noch lebendiger gehalten haben, sind es

gewisse Blumen, die man mit dem Johannistage oder gleichwerthigen Tagen in Verbindung bringt. So Butterblumen, weisse Anemonen; von andern Pflanzen vor allen den Haselstrauch, Wachholder, Vogelbeeren, die Mistel, den Kreuzdorn. (s. Kuhn Herabk. d. Feuers 218.)

In welcher Verbindung diese Pflanzen mit den Sühntagen gestanden, darüber lässt sich etwa Folgendes ermitteln.

Wir sahen oben, wie sich die Griechen gewisser Pflanzen bei der Peitschung der Schlachtopfer bedienten; vom Thargelienfeste wissen wir, dass man da vor allem Feigenruthen und Meerzwiebeln dazu verwendete; dieses waren Pflanzen, die ohne Zweifel dem Apollo, dem das Fest galt, geheiligt waren. So bediente man sich auch an den den deutschen Sühnfesten zur Peitschung der Schlachtopfer solcher Pflanzen, die der Gottheit, der das Fest galt, heilig waren. Von Sträuchern waren dies, wie wir unten noch genauer sehen werden, besonders Kreuzdorn, Vogelbeere, Hasel. Man umwand soche Stäbe dann auch noch mit Kräutern, die man für sich allein ihrer Natur halber nicht wohl zum Peitschen verwenden konnte; auf ähnliche Art müssen wir uns auch die Meerzwiebeln bei dem athenischen Feste mit den Feigenruthen verbunden denken. Einen Begriff von solchen zusammengesetzten Ruthen giebt uns die Martinsgerte, auf die wir unten noch einmal zu sprechen kommen werden. (s. Kuhn H. d. F. 218.) Diese wird am Abend vor Martini von den Hirten gemacht und dann am Walpurgistage den Herren des Viehes in das Haus getragen. Diese Martinsgerte bestand aus „Palmzweigen“ mit den Kätzchen daran, umwunden mit Eichenlaub, Krannewittspitzen, Blättern vom Segelbaume.

So mochten nun die Johannisgerthen ähnlich zusammengesetzt sein, vielleicht mit Blumen geschmückt, wie sie die Martinszeit nicht mehr bot.

Wie alles zu der Sühnung Verwendete, hatten auch die Blumen und Kräuter, die man zur Peitschung der Opfer verwendet hatte, heilbringende Sühnkraft erhalten und Jeder suchte den Stab und das Kraut, welches mit der Sühne in Berührung gekommen war, aufzubewahren. So ist auch zu vermuthen, dass die Meerzwiebeln, welche die Griechen über der Thür aufzuhängen oder unter der Schwelle zu vergraben pflegten, solche waren, deren man sich beim letzten Sühnfeste zur Peitschung der Schlachtopfer bedient hatte. (S. Schoemann Gr. A. II 336).

So bewahrte man die Sühnruthen entweder auf, wie sie waren, oder man wand Kränze daraus, die man in den Häusern aufbewahrte; auch hängte man Kränze von solchen Blumen den Vieh um, wie sich in sehr vielen Gegenden noch der Brauch erhalten hat, dass die Hirten, besonders die Gänsehirtin, sich dadurch ein Trinkgeld zu verdienen suchen, dass sie den ihrer Obhut unterstellten Thieren am Johannistage Kränze umhängen, das soll den Thieren gutes Gedeihen verschaffen, wenn das Fangen und Schmücken der Gänse auch selten ohne verrenkte Flügel oder lahmgetretene Beine abgeht.

Auch die beim Peitschen abgestreiften Blätter und Blütenblätter scheint man

eifrig gesammelt und als heilkräftig aufbewahrt zu haben; denn darauf deutet wahrscheinlich die oben angeführte Aufbewahrung der Johannisrosenblätter; die Rose, deren Blütenblätter in unsern Zeiten um Johannis in Menge zu haben sind, steht offenbar an der Stelle andrer Blüten. Auf den geheimnissvollen Farnsamen oder Fahrsamen, dem man Heil- und Zauberkraft zuschreibt, kommen wir unten zu sprechen; ebenso auf den Adlerfarn, oder das Glaseschenkrut (Glasaschenwurz).

Es wurden an den Sühnfesten also diejenigen der den betreffenden Gottheiten geheiligten Blumen und Kräuter angewendet, welche in Blüthe standen, oder wenn keine blühenden Kräuter da waren, die, welche sich als frisch darboten. Johannis hatte seine Blumen, wie uns die Johanniskränze beweisen; die Martinsgerte zeigte uns Kräuter, wie sie sich am Herbstfeste darboten.

Versuchen wir nun auch über das uns zu unterrichten, was an Stelle dieser Dinge von dem Wintersühnfeste aufbewahrt wurde, welches Fest durch den Lichterglanz, welcher es umgiebt, hinreichend als ein Feuerfest gekennzeichnet wird; auch deutet ein schwedischer Brauch, Strohkronen zu Weinachten zu flechten und aufzubewahren, wie man zu Johannis die Blumenkronen windet, auf einen gleichen, oder wenigstens sehr verwandten Character beider Feste hin. Man hat es deshalb auch stets mit dem Johannisfeste zusammengestellt.

Ist es nun auch nicht Brauch geblieben, am Weihnachtsfeste, wie an den schon erwähnten Johannis- und Martinsfesten Feuer auf den Höhen anzuzünden, so erinnert doch der Lichterbaum an ein Fest, welches man ursprünglich mit Feuern beging. Denn dass dieser Lichterbaum nicht ursprünglich ein mit Kerzen besteckter Baum gewesen sei, der den Mittelpunkt dieses Festes bietet, dass leuchtet sofort ein, wenn man überlegt, wie lange in unsern historischen Zeiten der Kiehnspahn die Stelle unserer Lichte und Kerzen vertreten musste. Dazu sieht man auch sofort, dass dieser in der Familie nach dem alten echten Brauche morgens frühe angezündete Baum nur die eine, die häusliche Seite des Festes zeigt, das heilige Feuer in der Familie nach der Feier des allgemeinen Sühnfestes zu entzünden; von dieser häuslichen Feier könnten wir schon auf die Existenz einer öffentlichen Feier schliessen, wenn nicht jener schwedische Brauch, Strohblumen zum Weihnachtsfeste zu flechten und aufzubewahren, mit noch grösserer Gewissheit auf eine solche Feier hinwiese. Denn wir haben ja bei den Johanniskronen gefunden, dass dieselben ursprünglich aus Blumen und Kräutern bestanden, die man bei der öffentlichen Sühnfeier angewandt. Hieraus können wir schliessen, dass den Strohkronen zu Weinachten ein gleicher Ursprung zuzusprechen sei und wir sie ebenfalls ursprünglich als Ueberreste der Sühnfeier anzusehen haben.

Den Zusammenhang des Lichterbaumes mit diesen öffentlichen Sühnfeiern haben wir uns etwa so zu denken.

In den nicht begüterten Volksklassen herrscht jetzt und herrschte früher noch viel mehr die Sitte, nicht ganze Tannenbäume in den Häusern aufzustellen, sondern nur Zweige aufzustellen oder aufzuhängen, wie man in England in der letzten Zeit

des Jahres die Mistel an der Decke aufhängt. In dieser Form erinnert der Weihnachtsbaum dann in hohem Grade an die Johanniskronen und Kränze, welche man aufhängt, um sie aufzubewahren und es ist also der Weihnachtsbaum für den winterlichen Stellvertreter dieser Krönen zu halten.

Im Sommer standen viele Blumen und Kräuter, die den Gottheiten, denen das Sühnfest gehörte, heilig waren, im Winter dagegen war die Auswahl beschränkter. Das Nadelholz und einige wenig andere Gewächse, wie die Mistel, standen hier zu Gebote, die Mistel sogar blühend. Sie waren schon aus andern Gründen der Gottheit, die bei dem Winterfeste die Hauptrolle spielte (Wodan) heilig. Tannenzweige und Stäbe mit Misteln umwickelt wurden hier also zur Peitschung der Opfer verwendet. Auch bildete jedenfalls das harzige Holz der Tannen hier einen Hauptbestandtheil des Scheiterhaufen oder der Bewicklung der Schlachtopfer. Die Brände, die man also vom Opferfeuer riss, um sie mit nach Hause zu nehmen, oder die Zweige, von Tannen oder anderm Nadelholz, je nach dem Vorkommen, die man an den Feuern in Brand setzte, um das heilige Sühnfeuer dadurch mit in die Wohnung zu nehmen, die man dann flammend am Morgen nach dem allgemeinen Sühnopfer durch die Wohnung trug, um das Gehöft damit zu räuchern und die man dann abgelöscht aufhängte oder aufsteckte, um sie bis zum nächsten Sühnfeste aufzubewahren, sind das Urbild unseres Weihnachtsbaumes. Diese Sühnfeier war, wie wir nach der Aeusserung des Tacitus und den indischen Bräuchen schlossen, eine Einleitung zu grössern ausgedehnderen Opferfeiern. Von Weihmachten ist uns bekannt, dass in allen Zeiten in dieser Zeit jedenfalls eine Reihe von Opfertagen folgte. Erinnerungen an diese Opferfeiern, die durch das heilige Sühnfest eingeleitet waren, sind die Thiergestalten, die man in manchen Gegenden, so in Schweden den zu diesem Feste gebackenen Kuchen zu geben pflegt.

Ausserdem scheint mit diesem Feste ein feierlicher allgemeiner Gerichtstag verbunden gewesen zu sein. Auf eine solche Verbindung eines Gerichtstages mit den Sühnfeiern lässt erstens schliessen, was Grimm (s. oben) aus den Weisthümern anführt, dass man an dem allgemeinen Gerichtstage ein Rad vor den Richtern verbrannte. Dass ein solches Radfeuer auf ein Sühnfest hinweist, hat uns die bisherige Betrachtung gezeigt. Da man nach den Berichten Caesars, sowie nach den Berichten über die griechischen Sühnfeste wenigstens später Verbrecher als Schlachtopfer verwendete, so liegt an sich der Gedanke auch gar nicht fern, dass man mit diesen Sühnfesten, die jetzt mit den ursprünglich nicht an gewisse Tage gebundenen Opferungen grosser Sünder zusammenfielen, die also zugleich Executionen für Verbrecher waren, Gerichtssitzungen verbunden habe, um bei einer allgemeinen Sühnung die Elemente aus dem Volke auszuschneiden, die während der Zeit, seit die an diesem Feste als Sühne Geopferten entdeckt und zum Sühntode bestimmt worden, von Neuem Schuld auf das Volk geladen hatten. Das gerade für das Winterfest ein solches Gericht in Anspruch zu nehmen sei, darauf weist ein Brauch, oder vielmehr eine Redensart hin, die über

das Weihnachtsfest noch gäng und gehe ist. Es ist in Deutschland allgemein verbreitet, den Kindern mit dem Knecht Ruprecht zu drohen, der am Weihnachtsabend umgeht und die bösen Kinder mitnimmt, dagegen den guten Kindern Gutes bringt. Knecht Ruprecht aber stellt bekanntlich Wodan selbst vor, wie er im Winter mit seinem schneeigen Barte erscheint. Die erwähnte Redensart ruht auf heidnischem Grunde und nach dem, was wir schon über das Weihnachtsfest wissen, dass es ein Sühnfest bedeutet, erscheint der Grund nicht mehr zweifelhaft. Den Ehrbaren und Redlichen brachte ja dieser Tag Sühne und Heil, dagegen denen, die böse gehandelt haben, bringt er nach der angeführten Redensart Unheil. Das ist vermuthlich auf ein derartiges Gericht, wie es der Brauch der Weisthümer mit diesen Sühnfesten in Verbindung zu bringen scheint, und wie es auch der Idee solcher Sühnfeste nahe liegt, zu beziehen. Man scheint an diesen Gerichten nicht offenkundige Vergehen durch eine Art Gottesurtheil erforscht zu haben, um das Volk von der Strafe für geheime, aber doch von der Gottheit bemerkte Verbrechen, frei zu machen. Darauf weisen gewisse Gebräuche, die man am letzten Tage des Jahres vornimmt, um dadurch zu erforschen, ob man das Jahr überleben werde oder nicht. Man pflegte in altgläubigen Bauernfamilien in vielen Gegenden bis vor nicht langer Zeit zu diesem Zwecke am Sylvesterabend Salzhäufchen auf den Tisch zu legen, für jedes Familienglied eines; der Hausvater sprach ein Gebet darüber und man begab sich zu Bette. War am andern Morgen das Salzhäufchen eines aus der Familie etwa zerschmolzen, so galt der Betreffende für dem Tode in diesem Jahre verfallen.

Auch pflegt man (in Ostpreussen) Lichtchen in Nusschalen auf Wasser zu setzen. Wessen Licht nun etwa umschlägt oder unerwartet schnell erlischt, der hält dies für ein Zeichen seines in diesem Jahre bevorstehenden Todes. Dergleichen abergläubische Anschauungen sind meisst aus concreten Ereignissen entstanden. So ist anzunehmen, dass derartige Gebräuche früher dazu gedient haben, den Willen der Gottheit zu erforschen und zu zeigen, wen sie den Tode geweiht wissen wolle. Wer auf diese Weise als der Gottheit unlieb bezeichnet war, musste dann im Laufe des Jahres an einem der Sühnfeste dem Sühntode verfallen und überlebte so sicher das Jahr nicht. Später, als das Sühnopfer mit seinem Gerichte wegfiel, blieb als Erinnerung an die Art und Weise, zu erforschen, wer im Laufe des Jahres den Sühntod erleiden müsste, der Brauch, das Schicksal zu fragen, ob man im Laufe des Jahres sterben müsse.

Das Alles macht es sehr wahrscheinlich, dass mit dem Weihnachtsfeste ursprünglich ein feierliches Gericht verbunden war, um geheime Verbrecher gegen die Gottheit zu entdecken und dieselben sammt den offenkundiger Verbrechen Angeklagten zu Sühnopfern für die Sühnfeste des Jahres zu bestimmen.

Die Aufbewahrung der Tannenzweige vom Wintersühnfeste, die wir einerseits zusammenstellten mit der Aufbewahrung der an den Sommerfesten gebrauchten Blumen und Feuerbrände, führt auf der andern Seite auch zu einer Vergleichung mit

Zweigen und Gerten von gewissen Bäumen, die man von Festen der in Frage stehenden Art aufzubewahren pflegte.

Wenn früher Jemand an offenen Leibeschäden oder ähnlichen Krankheiten litt, so war meistens bald eine weise Frau oder ein altgläubiger Mann bereit, ein sicheres Mittel dagegen in einer sogenannten Johannisgerte anzupreisen. Das war eine Gerte, meist von einem Haselstrauche, die unter gewissen Gebräuchen, zu einer bestimmten Stunde am Johannistage geschnitten war; meist nannte man die Mittagsstunde dieses Tages als die erforderliche Zeit zum Schneiden dieses Reises. Berührung der kranken Stelle mit der Gerte schaffte Heilung.

Ebenfalls heilbringend, doch in etwas anderer Hinsicht sind Martinsgerten. Von solchen erzählt Kuhn, Herabkunft d. Feuers S. 180.

Die schon oben erwähnte Martinsgerte besteht aus einem sogenannten Palmzweige mit den Kätzchen daran, umwickelt mit Grannewittspitzen, Blättern vom Segelbaum und Eichenblättern. Die Hirten machen sie am Abend vor Martini und bringen sie am Walpurgistage den Herren des Viehes; letzterer soll nämlich dadurch vor Unheil geschützt werden: Schönwerth Sitten und Sagen 322 erzählt auch von Birkenbäumchen, die man auf den Mist stecke, um dadurch das Vieh vor Unheil zu schützen.

Kuhn, H. d. F. S. 187, berichtet über verschiedene Gebräuche bei der Namengebung des Jungviehes, wobei man sich ebenfalls gewisser Zweige, besonders von Ebereschen, bedient, um durch deren Berührung das Vieh milchreich zu machen. Nach Dyheck (Zeitschr. Ruma 1844, Maiheft 5) geschieht es auf diese Weise in Hemer und Deilingshofen, (Nordalsdistrict, Dalsland). Die Riten, unter denen diese Berührung vorgenommen wird, ist für unsern Zweck irrelevant; es handelt sich für uns zunächst nur um die Heiligkeit der dort erwähnten Gerten. Kuhn an der angeführten Stelle nennt auch noch Haseln und Dornen als derartige heilige Sträucher und leitet die ganze Wirksamkeit, die man solchen Gerten zuschrieb, von der Beziehung her, in welche man dieselben zum Blitze setzte. Dass solche Pflanzen, wie auch die Mistel dem Blitze oder vielmehr dem Blitzgotte heilig waren, behauptet Kuhn meiner Meinung nach mit Recht; die Gestalt, welche die Schiesslinge der Hasel, der Mistel u. s. w. zeigen, lässt ein blitzartiges Hinundherwenden der einzelnen Schüsse sehen, so dass die Zweige solcher Bäume und Pflanzen eine fest gewordene Darstellung des Blitzstrahles zu sein schienen; dass man sie also für Pflanzen hielt, die in näherer Beziehung zu Göttern standen, deren Attribut der Blitz war, liegt in der Natur der Sache. Es ist aber nicht so natürlich, daraus eine heilbringende, oder speciell heilende Kraft dieser Gerten und Zweige daraus abzuleiten. Dagegen leitet sich aus der Ansicht, dass die betreffenden Zweige Verkörperungen der Blitze seien, ohne Weiteres die Kraft der sogenannten Wünschelruthen ab. Diesen schreibt man die Kraft zu, sich nach Metallen zu biegen und auf diese Weise auch dem Besitzer edle Metalle, die in der Erde verborgen sind, zu entdecken. Das ist offenbar die Kraft des nach Metallen sich biegenden einschlagenden Wetterstrahles. Diese Kraft schrieb

indessen schon das Alterthum gewissen fabelhaften Bäumen zu. (Kuhn Herabkunft d. F. 211 nach Ktesias Indica und Apollonius hist. mir. 17.) Dass Ktesias den Baum als einen indischen Baum hinstellt, daraus ist wohl nicht zu schliessen, dass es der Aqvathabaum gewesen sei, sondern es geschah vielleicht nur, weil man Indien als das Wunderland kannte, wohin man, wie nach Aegypten alles Wunderbare und Mystische versetzte. Andere Heilkräfte werden dieser Wünschelruthe weder in dieser Erzählung, noch auch in den deutschen Angaben über die Wünschelruthe zugeschrieben und es geht daraus hervor, dass die Wünschelruthe, welche nach den Metallen sich biegt und die heilkräftigenden Johannisreiser in der That verschiedene Dinge seien und die einzige Vermischung derselben liegt darin, dass man den Johannistag auch als Zeitpunkt angiebt, an welchem man die Wünschelruthe schneiden müsse. Kuhn, der alle Kräfte dieser Ruthen aus ihrer Blitzähnlichkeit herleiten will, bringt beide Arten durch Vermuthung zusammen und sagt deshalb, obgleich er zugesteht, dass beide Arten von Gerten vom Aberglauben mit verschiedenen Kräften ausgestattet sind, es sei zu vermuthen, dass man ursprünglich der Schätze zeigenden Wünschelruthe auch die Kraft des Glücklichmachens in jeder Beziehung beigelegt habe. (Kuhn H. d. F. 206.)

Wir brauchen uns aber gar nicht zu bemühen, beide Gerten zu vereinigen; denn die Wünschelruthe fand ihre Erklärung leicht in ihrer blitzähnlichen Gestalt (auch die in zwei Enden auslaufende Hardgerte ist gerade ein Bild des einschlagenden Blitzes, wie der Dreizack des Neptun); die heilende Johannisgerte indessen zeigt ihre Bedeutung leicht, wenn wir ihre Kraft mit der Kraft des Sühnfeuers und der von den Sühnfesten aufbewahrten Kräuter vergleichen. Wir finden fast keinen Unterschied zwischen den Kräften, die diesen und jenen beigelegt werden. Wie das Sühnfeuer Menschen und Vieh gegen Krankheit schützt, wie die Blätter der Johanniskränze ein gutes Heilmittel sind, so auch die Johannis- und Martinsgerte. Das zeigt hinreichend, dass diese Ruthen mit den Sühnfesten in enger Beziehung standen, dass man also ursprünglich die Ruthen, die man zur Peitschung der Schlachtopfer verwendet hatte, ebenfalls aufbewahrte und theils im Hause aufbewahrte, theils sie auf den Düngerhaufen oder über die Stallthüre steckte. Eine Namengebung für das Jungvieh war wohl ursprünglich eine der häuslichen Nachfeiern und Fortsetzungen des allgemeinen Sühnfestes. Die blitzähnliche Gestalt oder Farbe solcher Gerten war also dasjenige, was denselben die Kraft, Metall zu finden zusprach und zugleich der Grund, weshalb man diese Gerten an den Sühnfesten verwendete, da sie den Gottheiten, denen das Fest galt, eben dieser Gestalt halber heilig waren. Dass diese Feste verschiedenen Gottheiten gefeiert wurden (man nimmt für das Sommerfest Frô, für das Winterfest etc. Wodan etc. an) ist kein Grund anzunehmen, dass nicht allen diesen Gottheiten Blitzpflanzen geheiligt sein konnten. Denn es ist nicht anzunehmen, dass ursprünglich nur einem einzigen Gotte der Glaube den Blitz als Waffe verliehen habe. Athene und Apollo sind bei den Griechen Beweis genug, dass in demselben Göttersysteme meh-

rere ursprünglich mit dem Blitze versehen waren. Denn diesen legt die Sage, wie dem Zeus die *aiyís*, die Wetterwolke, bei, und von ihnen ist es also erwiesen, dass sie ursprünglich den Blitz führende Gottheiten waren; von andern liesse es sich ohne Mühe erweisen.

Doch nicht allein die drei angeführten Jahreszeiten kennen ihre Zweige und Ruthen, die man als heilkräftig aufbewahrt, sondern auch das Frühjahr zeigt solche. So ist der Fastnachtsstrauss, wie ihn viele Gegenden (so die Magdeburger Gegend) kennen, eine der Johanniskrone und dem Weihnachtsbaume ähnliche Erscheinung. Dazu kommt noch die Aschermittwochruthe. In manchen Gegenden, so in der Umgegend von Dessau, kennt man nämlich den Gebrauch, am Aschermittwoch kleine Besen von Birkenreis zu binden. Man bestreut einander mit Asche und kehrt dieselbe mit den Ruthen ab. Dies erinnert offenbar an eine häusliche Nachfeier des Sühnfestes, welches man am Tage vorher gefeiert hatte, wie es ja Fastnachtsfeuer, wie wir sie oben erwähnt haben, als ursprünglich vorhanden zeigten. Die Ruthen sind ursprünglich, wie die früher angeführten Gerten, solche, die man beim Sühnfeste zur Peitschung der Opfer verwendet hatte und die Bestreuung mit Asche erinnert an die sühnenden und heiligenden Kräfte, die man den Ueberresten der Sühnfeuer, z. B. den ausgebrannten Scheiten, die man mit nach Hause nahm, zuschrieb. Dieser Aschermittwochsgebrauch, wie ihn auch Italien kennt, beruht also ursprünglich darauf, dass man jedes Familienglied mit den sühn- und heilkräftigen Reliquien des Sühnopferfestes in Berührung bringen wollte.

Dass solche Gerten wirklich in ganz enger Verbindung mit den Sühnfesten standen, wird uns bei genauer Betrachtung eine eigenthümliche Art und Weise, dieselben zu schneiden, beweisen. Kuhn, Herabk. d. F. 187 erzählt, dass man die bei der Namengebung des jungen Viehes angewendeten Gerten sich auf folgende Weise verschaffe. Der Hirt steigt mit dem Grauen des Tages am 1. Mai auf den höchsten Gipfel des Berges und schneidet dort den Vogelbeerstrauch ab, den die Sonne zuerst bescheint. Dieser Stab ist dann die glückbringende Gerte, mit welcher man die jungen Thiere berührt. Kuhn benutzt diesen Gebrauch als Beweis, dass die Kraft dieser Gerten mit der Sonne zusammenhänge und zwar auf die Weise, dass man sich den Blitz als Drehholz dachte, das zur Entzündung des Sonnenfeuers benutzt werde; der Blitz gelte aber als zauberkräftig; daher gelte denn auch die zuerst von der frisch entzündeten Sonne beschienene Ruthe als zauberkräftig. Der Zusammenhang ist immer ein sehr künstlicher und vor allen Dingen ist nie abzusehen, wie der Blitz auch in den Besitz der Heilkraft und der Unglück abwendenden Kraft komme.

Um Licht für Auffassung dieses Brauches zu erlangen, wollen wir einen Namen betrachten, welchen der Johannistag führt. Er heisst auch „sungiht“. Der zweite Theil dieses Compositums geht bedeutet Gang, und man pflegt, da sun Sonne bedeutet, Sonnengang, als gleichbedeutend mit Sonnenwende zu nehmen. Indessen ist es doch fast unmöglich, Sonnengang als Sonnenwende aufzufassen, da man gar nicht sieht,

wie durch das einfache Gehen das Umwenden als selbstverständlich nicht nur eingeschlossen, sondern in diesem Falle als alleinige Bedeutung angenommen werden könne; andere Formen des Namens sind auch sunegiht, sünegiht. Nach dem, was wir über die Johannisfeste wissen, ist es gar nicht schwer, den Namen anders und verständlicher zu deuten; nehmen wir für den letzten Theil der Zusammensetzung, sune, sun, süne die Bedeutung des Wortes in Anspruch, welche sich ausser der Bedeutung Sonne damit verbindet, nämlich Sühne (suoni, sune, süne) so ist die Bedeutung des ganzen Wortes klar. Es heisst dann „Sühngang“, eine Bezeichnung, die sich mit der ursprünglichen Feier des Tages sehr wohl verträgt und den feierlichen Zug des Volkes zu der Sühnstätte, also in der That einen Sühngang bedeutet. Als es kein Sühnopfer an dem Tage mehr gab, verstand man den ersten Theil des Wortes nicht mehr und deutete ihn nach dem bis auf die Quantität des Vocales gleichen Worte sun, sunne, und so ging dann das Wort in das Neuhochdeutsche über als Sonnengiht.

Suchen wir nun auf ähnliche Weise den räthselhaften Zusammenhang jener wunderthätigen Gerten mit der Sonne zu deuten. Hatte man ursprünglich den Glauben und den Ausdruck, die betreffende Ruthe müsse von der „sun“, der Sühne, also dem Sühnfeuer in der heiligen Sühnnacht beschienen werden, d. h. müsse also mit dem Sühnopfer in enger Verbindung stehen, so musste dieser Ausdruck unverständlich werden, sobald man keine wirklichen Sühnopfer mehr hatte und man deutete diesen Zusammenhang mit der „sun“ auf die Sonne. Der Gipfel des betreffenden Berges war dann der Ort, auf den man früher jene Opfer zu bringen pflegte.

Dass bei den Indern schon sich der Brauch findet, den Zweig eines gewissen heiligen Baumes (palâça), mit dem man vorher das Jungvieh berührt hat, am Opferaltare aufzustecken, um dadurch das Vieh vor Unheil zu schützen (s. Kuhn 183) ist kein Beweis, dass derartige Zweige schon längst, ohne mit bestimmten Tagen in Verbindung zu stehen, an sich heilende und vor Unheil bewahrende Kraft gehabt hätten. Da wir gesehen haben, dass den Indern Sühnopfer ganz derselben Art, wie wir sie bei den Germanen kennen gelernt haben, gar nicht fremd waren, müssen wir annehmen, dass diese heiligen Zweige, ebensowohl wie die germanischen in alter Zeit ebenfalls solche gewesen seien, die man bei den Sühnopfern verwendet hatte. Später trat dann ein ähnlicher symbolischer Brauch beim Schneiden dieser Zweige ein, da man ja das eigentliche Sühnopfer in Indien schon längst nicht mehr kannte und durch Symbolik in Vergessenheit gebracht hatte. Der Zweig musste nach Osten oder nach Norden, oder gerade aufwärts gerichtet sein, Bestimmungen, die wenigstens beweisen, dass der Zusammenhang mit der Sonne nicht alt ist, dass also unsere Deutung dieses Zusammenhanges durch jenen indischen Brauch nicht tangiert wird. Auch zeigt das Aufstecken des indischen Zweiges am Altare recht deutlich seine Zusammengehörigkeit mit dem Opfer.

Ausser den bisher erwähnten Dingen, deren besondere Kraft sich daraus erklärt, dass sie als Reliquien von den Sühnfesten anzusehen sind, gehören noch einige andere Gegenstände hierher. So vor Allem das Wasser, welches man in der Frühe

oder um die zwölfte Stunde der Oster- und Johannisnacht zu schöpfen pflegt; stillschweigend geht man zu dem Flusse und stillschweigend, ohne umzusehen, entfernt man sich, nachdem man das Wasser geschöpft hat. Dieses Wasser bewahrt man sorgfältig auf und hält es für ein sicheres Mittel gegen Krankheit und sonstige Unfälle. Das Schöpfen des Osterwassers ist weit verbreitet, ich selbst kenne es aus der Altleber Gegend bei Halberstadt; das Johanniswasser pflegt man in mehreren Theilen des Saalthales zu schöpfen. Da dies Wasser an Tagen geschöpft wird, die mit Sühnopfern belegt sind, da es ferner dieselben Kräfte besitzen soll, wie das Sühnfeuer und die von den Sühnfesten sonst aufbewahrten Gegenstände, so ist zu schliessen, dass auch dieses Wasser eine Rolle bei den Sühnfesten gespielt habe. Es ist zu vermuthen, dass man, nachdem das Sühnopfer in den Fluss gerollt worden, von dem Wasser, welches so mit der Sühne in Berührung gekommen, geschöpft und geglaubt habe, dass dasselbe, wie Alles, was mit der Sühne in Berührung gekommen, nun auch sühnende und heilbringende Kraft habe. Das man schweigend, ohne umzusehen, sich mit dem geschöpften Wasser entfernt, ist vielleicht auf der alten Ansicht begründet, dass man das geschehene Sühnwerk nicht durch etwaige unpassende Reden ungiltig machen dürfe, so wie dass die Gottheit, der das Opfer gebracht, jetzt erscheine und sich des in den Fluss gerollten Opfers bemächtige, so dass man fürchtete, von der Gottheit bestraft zu werden, wenn man fürwitziger Weise sich umsehe und etwa die Gottheit erblicke. Darauf deuten auch Erzählungen von schrecklichen Dingen hin, welche solchen erschienen und geschehen sein sollen, die sich umgewendet. Der Glaube, dass man die Gottheit beleidige, wenn man sie von Angesicht zu Angesicht sehe, oder dass der sterbliche Mensch diesen Anblick nicht ertragen könne, ist ja in den Sagen der Mythologie, wie in den Aberglauben des Volkes oft zu treffen.

In einigen Gegenden, so in der Umgegend von Naumburg kennt man auch sogenannte Johannishändchen, nämlich die Wurzel des Adlerfarns (*felix*), welche man für heilkräftig hält. Name und Heilkraft beweisen hinreichend, dass diese auch mit zu der Reihe der Kräuter gehöre, die mit dem Sühnglauben im Zusammenhange stehen. Entweder eben solche Johannishände oder doch etwas ganz Verwandtes sind wahrscheinlich die sogenannten Alraune, Alruniken, Erdtmännlein, denen man segensbringende Kraft zuschreibt. Von einem solchen erzählt Kuhn, *Herabk. d. F.* nach Keyssler, (*antiqu. sept. p. 507 ff.*)

Ein Leipziger Bürger schickt seinem Bruder, der sich über andauerndes Unglück in seinem Hause beklagt hat, ein solches Erdtmännlein mit einem Briefe, in welchem er ihm den Gebrauch und die Kräfte des Alruns auseinandersetzt. Er solle das Männlein nur in warmem Wasser baden und mit dem Wasser Schwellen und Vieh besprengen; auch habe dieses Bad Heilkraft. Nehme er das Männlein unter den Arm, wenn er vor Gericht gehe, so müsse die Sache gut ablaufen, sie sei, welcher Art sie wolle. Die Kraft des Männleins ist also genau die des Sühnopfers, was vorzüglich durch die zuletzt angeführte Tugend der Alraun recht deutlich zu Tage tritt; denn das

Erdmännchen macht straflos, wie es das Sühnopfer im Grossen thut, so dass jegliche gerichtliche Sache durch die Kraft des Alruns zu einer gerechten wird.

Für filix geben alte Glossare auch die Bedeutung glassaschenwurtz, oder glassaschenkrut. Besonders die letzte Form hat wohl Kuhn (218) dazu vermocht, den Namen auf die Weltesche zu beziehen, als deren Wurzel man die Johannishand angesehen habe. Doch ist esche auch eine Form für asche (Asche) althdsch, asca, so dass demnach — aschenwurtz Aschenwurzel hiesse. Der erste Theil glass — steht wahrscheinlich für glast —, so dass das Ganze etwa bedeutete Glanzaschenwurtzel oder Glanzaschenkraut. Das würde dann auf die Asche der Sühnfeuer zu beziehen sein, für die in manchen Gegenden der Name Funkenfeuer gebräuchlich ist. Man müsste diesen Namen Aschenwurzel dann wahrscheinlich daher leiten, dass man derartige Wurzeln, die auf den Brandstätten der Sühnopfer gewachsen waren, so bezeichnet habe. Es ist diese Ableitung wohl wahrscheinlicher, als die nicht verständliche und schwerlich weiter zu stützende Annahme, dass man diese Wurzeln als Wurzeln der Weltesche angesehen habe. Wir würden diese Aschenwurzel auf diese Weise als identisch mit dem Galgenmännlein ansehen können, welches bekanntlich auf Richtstätten unter den Gehängten wachsen soll. Jener Name, der uns auf die Asche der Glanz- oder Funkenfeuer hinweist, würde dann auch genügend erklären, weshalb die genannten Wurzeln dieselbe Kraft haben, wie die Sühnfeuer und ihr Zubehör. Hier wollen wir noch den räthselhaften Farn- oder Fahrsamen erwähnen, über welchen Kuhn H. d. F. 218 spricht. Das Hauptsächlichste, was wir darüber erfahren, ist in einem Jägerglauben enthalten, den wir bei Bechstein, im deutschen Sagenbuch, Nr. 500, finden.

Danach muss man am Johannistage, um zwölf zu Mittag, wenn die Sonne am höchsten steht, mitten in dieselbe hineinschiessen; dann fallen drei Blutropfen herab; diese muss man aufbewahren; denn das ist der Fahrsame, der alles Heil und Gedeihen bringt. Dieser Glaube ist auf den ersten Blick scheinbar höchst sinnlos und abenteuerlich; denn wie kommt man dazu, in die Sonne zu schiessen, wie kann man noch dazu auf den Gedanken kommen, dass Blut aus der Sonne fliesst?

Da der Farnsame sonst mit dem Adlerfarn, den wir in der Reihe der Johanniskräuter kennen gelernt haben, zusammengebracht wird, und da auch dieser Jägerglaube auf Johannis weist, so ist es nicht zu gewagt, den sogenannten Farn- oder Fahrsamen mit den Sühnfesten in Verbindung zu bringen, besonders, da auch die Kraft, die dem Fahrsamen zugeschrieben wird, mit der Kraft der Sühnopfer zusammenstimmt. In zwei Fällen hoben wir schon die Schwierigkeiten der Erklärung, indem wir die entstellende Umdeutung des Wortes „sun“ entfernten. Setzen wir auch hier statt des Wortes Sonne die andere Bedeutung von sun, Sühne, so schwindet auch hier die Sinnlosigkeit des Brauches, oder vielmehr des Aberglaubens, denn an eine Ausführung des im Jägerglauben Verlangten kann Niemand denken. Dann heisst es, man müsse zu Johannis in die sun, die Sühne schiessen; ein solches in die Sühne Schiessen ist uns nun aber schon in einem Brauche begegnet, nämlich in der Trier-

schen Feier am Sonntage Invocavit. Dort schossen die Berittenen nach dem rollenden Rade. Früher muss, so sahen wir schon oben, an der Stelle dieses Schiessens ein Werfen oder Schleudern mit Wurfgeschossen gestanden haben, welches wahrscheinlich keinen andern Zweck hatte, als das Peitschen der Schlachtopfer. Waren solche nun auf dem brennenden Rade noch nicht völlig, sondern nur äusserlich vom Feuer verzehrt, so konnte ein an richtiger Stelle durchdringendes Geschoss sehr wohl flüssiges Blut hervorlocken, welches dann als Sühnblut auch die heilbringende Kraft des Sühnopfers besass und welches den, der so glücklich war, in seinen Besitz zu gelangen, hoch beglückte. Die Dreizahl der Blutstropfen ist in diesem Jägerglauben vielleicht nur durch Erinnerung an drei Blutstropfen, die im Mythos erscheinen, hineingekommen; der Mythos wird z. B. verwendet im Parzival, wo dem Parzival drei Blutstropfen auf dem Schnee erscheinen, die ihn bannen, bis sein Freund die Tropfen zu deckt. Auf eine solche Auffassung des Farnsamens weist auch der von Kuhn an derselben Stelle angeführte Glaube hin, dass man den Farnsamen durch Feuer erwerben könne, das man unter den Blättern des Farns anzünde. Das ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Erinnerung an das Opferfeuer, aus welchem das Sühnblut, welches man später mit dem Namen Farnsamen bezeichnete, floss. Zu der wunderbaren Bezeichnung führte vielleicht das äussere Ansehen des mit der Erde, die damit getränkt war, ausgegrabenen und beim Trocknen deshalb pulverförmig gewordenen und so feinem Samen ähnelnden Blute.

Nachdem wir so die Sühnopfer der heidnischen Zeit kennen gelernt haben, sei uns gestattet, noch einige Gebräuche ins Auge zu fassen, die geradezu als eine lebendige Fortdauer oder ein Wiederaufleben der Sühnopfer zu betrachten sind.

Als Schlachtopfer an den Sühnfesten nahm man, wenigstens in späterer Zeit, Verbrecher, und der Idee der Sühnopfer entsprach es und war auch aus manchen Andeutungen ersichtlich, dass gewisse Verbrecher bestimmt den Sühntod sterben mussten, sei es nun, wie wahrscheinlich später, an den allgemeinen festgesetzten Sühntagen, oder, wie vielleicht früher, ausser der Zeit.

Da musste sich denn in den Gegenden, wo man den Opfermodus des Radfeuers hatte, das Gewohnheitsrecht bilden, bestimmte Vergehen, welche dem jedesmaligen Bildungsstande des Volkes als besonders verrucht erschienen, mit dem Radtode zu bestrafen. Als mit dem Eindringen des Christenthums die Sühnopfer schwanden, blieb doch das alte Recht bestehen und die Bestimmung, gewisse Vergehen mit dem Radtode zu strafen ging in das schriftlich fixierte Gewohnheitsrecht über und wurde nun ohne das Sühnopfer ausgeführt. Daraus allein lässt sich der merkwürdige gerichtliche Brauch erklären, für gewisse, für ganz besonders verrucht geltende Verbrechen die Todesstrafe durch das Rad zu verschärfen. Das Aufflechten des Körpers auf das Rad, sowie das Aufstecken des Rades auf eine senkrechte Spindel, ist das nämliche Verfahren, wie wir es bei den mittels eines gedrehten Rades angezündeten Sühnfeuern sahen. Es fehlt das Bewinden mit Brennstoff und das Verbrennen, da

ja die Opfer selbst weggefallen waren. Mit dem Rechte verbreitete sich dann das Verfahren auch in solche Gegenden, in denen nicht von vorn herein das in Frage stehende Opfermodus mittelst eines Rades Brauch gewesen war.

Das Verbrennen, welches wir bei diesem gerichtlichen Verfahren vermissten, hat sich bei einem anderen Brauche erhalten, der in seiner Idee dem altheidnischen Gebrauche noch viel näher steht, als der eben erwähnte.

Als nach mehrern Jahrhunderten der Christengott mit den Anschauungen des Volkes verwachsen war und die alten Heidengötter völlig von ihrem Herrscherthron verdrängt hatte, da stellte sich bei dem Volke, das die alte anthropomorphische Anschauungsweise damals noch weniger schon ganz los geworden war, wie jetzt, auch die Furcht ein, diesen Gott zu beleidigen, da man für solche Beleidigungen von ihm nun ähnliche Strafe erwartete, wie früher von den alten Heidengöttern. Daher erwachten auch die Abhilfemittel solcher dem Volke drohenden Strafe aus ihrem Todesschlaf und es traten Fälle ein, wo das Volk für gewisse Verbrechen, oder scheinbare Verbrechen, welche Gottes Strafgericht herauszufordern schienen, selbst die Hilfe suchte und zwar in einer Vertilgung der gravierten Personen. So versenkte man die Uebelthäter im Wasser, oder man verbrannte sie auf Scheiterhaufen. Deshalb forderte das Volk stürmisch die Verbrennung (oder Ertrückung) von Hexen und Zaubern, da diese Leute es der herrschenden Meinung nach mit dem Teufel hielten, also gegen Gott das grösste Verbrechen begingen. Aber auch solche Personen, die von der hergebrachten Lehre wichen, wollten Gott, wie man meinte, nicht in der rechten Weise ehren, für die man die alte überlieferte Art und Weise hielt und machten sich somit einer schweren Beleidigung Gottes schuldig. Deshalb bemächtigte sich die Kirche dieses Brauches und wie eifrig sie sich desselben bedient habe, das zeigt die Geschichte der Inquisition. Das Verfahren war das desjenigen Opfermodus, bei welchem man sich einfacher Scheiterhaufen bediente und wie man bei den athenischen Thargelien die Asche der Geopferten in's Meer streute, oder wie man bei dem Nothfeuer zu Edesse, diesem altheidnischen Sühnfeste, dem nur der geopferte Mensch fehlte, die Asche weit verstreute, so pflegte man auch im Zeitalter der Scheiterhaufen die Asche der Geopferten in's Wasser oder in die Luft zu verstreuen; auch trieb man mit den Resten dieser Scheiterhaufen Aberglauben.

Diese Auferstehung des altheidnischen Brauches zeigt, wie sehr das deutsche Volk damals noch die heidnischen Anschauungen im Herzen trug, so dass nur erst äusserlich die christliche Form Platz gegriffen hatte.

Zum Schlusse wollen wir noch einmal in der Kürze überblicken, was wir durch die vorangehende Untersuchung über die germanischen Sühnfeste erfahren haben.

Es zeigte sich uns, dass die Germanen als Mitgift aus der Zeit des Zusammenlebens der verschiedenen arischen Völker die Sitte Sühnfeste zu feiern mitgebracht hatten. Sie feierten diese Feste zum Theil bei bestimmten Veranlassungen, wenn sie glaubten, der Zorn einer wichtigen Gottheit müsse versöhnt werden, theils feierten sie

dieselben zu bestimmten Zeiten des Jahres, und zwar lagen diese allgemeinen Sühntage um die Zeiten des Ueberganges einer Jahreszeit, je nach den verschiedenen Sühnen, früher oder später. Als Mittelpunkte dieser Gruppen stellten sich uns der Johannisstag, Martini, Weihnachten, das Osterfest dar. Als höchst wichtiges unter diesen an sich wichtigen Festen scheint das Weihnachtsfest gegolten zu haben, mit dem eine Reihe von fernern Opfertagen verbunden war. Ueberhaupt waren die Sühnfeste der Beginn anderer feierlicher Opfer — dies lehrte uns Tacitus und die indischen Bräuche.

Als Schlachtopfer dienten ursprünglich Menschen, und Menschenopfer waren diese Feste, wenigstens bei gewissen germanischen Stämmen, noch zu Tacitus Zeiten. Man beging diese Feiern, je nach der Oertlichkeit, auf zweierlei Weise. Erstens verbrannte man die Schlachtopfer auf einem Scheiterhaufen; die Asche streute man in die Winde. Das Feuer erzeugte man nach ursprünglicher Art in der Weise, dass man den Scheiterhaufen um eine Walze schichtete, welche in zwei hölzernen Balken mittelst eines umgeschlungenen Seiles gedreht wurde, bis die in dem hölzernen Lager und im Scheiterhaufen befindliche geriebene Stelle Feuer fing, als Gegenlager, für das oben befindliche Ende der Walze diente dann wahrscheinlich ein galgenähnliches Gerüst. Die zweite Art der Verbrennung geschah mittelst eines Rades, auf welchem man, durch Aufflechten des Körpers auf die Speichen des Rades, das Schlachtopfer befestigte; dann umwand man das Ganze dick mit Brennstoffen und steckte das Rad mittelst der Nabe auf einen nach oben sich verjüngenden in der Erde befestigten, eichenen, zu andern Zeiten vielleicht auch fichtenen, buchenen Pfahl, so dass das Rad etwa in der Mitte des Pfahles, in Menschenhöhe festsass. Nun begann man das Rad schnell und kräftig nach rechts und links zu schnellen, bis die Nabe und die geriebene Stelle des Pfahles Feuer fing, wodurch das Brennmaterial, mit dem das Rad umwunden war, in Brand gerieth. Brannte das Ganze, ohne das aber das Rad schon seinen Zusammenhang verloren, so hieb man den Pfahl durch und rollte das Rad mit dem noch in der Nabe steckenden Theile des Pfahles den Berg hinab, auf dem das Opfer gebracht war, in einen unten befindlichen Fluss. War kein Fluss vorhanden, der eben beschriebene Brauch aber aus einem frühern Wohnsitze mitgebracht, oder veränderte sich die Richtung eines Flusses mit der Zeit, so dass die Höhen, die früher seine Ufer bildeten oder an denselben lagen, nun vom Flusse entfernt waren, ein Fall, der sich bei mehrern Flüssen, z. B. der Bode in dem mittleren Laufe derselben nachweisen lässt, dann behielt man den alten Brauch, ausgenommen das Hinabrollen bei und liess das Opfer mit dem Rade verbrennen, ohne den Pfahl abzuhaufen.

Die Schlachtopfer führte man zu dem Opferplatze in feierlichem Zuge hinaus, indem man sie mit Ruthen und Kräutern geisselte; die der Gottheit, der das Opfer gebracht wurde, heilig waren; solche Hölzer waren Haseln, Ebereschen, Kreuzdorn, Tannen, Eichen etc.; die andern Kräuter, wie Misteln, Grannewittspitzen, verschiedene Blumen, verband man durch Anwickeln oder Anbinden mit den Zweigen heiliger Bäume; der Zug hiess sungiht.

Wenn der Scheiterhaufen lohete oder der entscheidende Augenblick gekommen war, das Rad hinabzurollen, so sprach die ganze Versammlung, an der sich alle verwandten Gaue durch Deputationen beteiligten, ein Bittgebet an die Gottheit aus, das Opfer anzunehmen und Strafflosigkeit zu gewähren. Wo man ein Rad in den Fluss rollte, galt es als Zeichen, dass die Gottheit die Annahme des Opfers verweigere, wenn das Rad erlosch, bevor es in das Wasser gelangte; man fürchtete dann Unsegen für das Jahr, während das Gegentheil ein gutes Jahr versprach. Während das Rad rollte, schleuderte oder schoss man Wurfgeschosse nach dem Rade; doch scheint in manchen Gegenden dieser Brauch nicht geherrscht zu haben.

Von dem Sühnopferfeuer zündete man das Feuer für fernere Opfer, sowie die Feuer auf den Herden im Hause an und Alles, was man von der Feier mit heim bringen konnte, Kohlen, Ruthen, Kräuter, das Wasser, welches man aus dem Flusse, in dem das Rad erloschen war, schöpfte, hatte die Kraft des Sühnfeuers, welches Strafflosigkeit von Seiten der Gottheit und somit Segen und Heil verlieh. Wie deshalb die Berührung mit dem Feuer, über welches man selbst sprang, und über welches man das Vieh trieb, gegen Unheil schützte, so auch die Nähe der Reliquien des Festes, die man sorgfältig aufbewahrte. Auch Kräuter und Wurzeln, die an der Brandstätte wuchsen, sowie das Blut, das bei dem Schleudern der Geschosse gegen das rollende Rad etwa von dem Schlachtopfer durch die Flammen des Rades hindurch auf die Erde gespritzt war, galt als heilkräftig und segnend.

Mit dem Wintersühnfeste war wahrscheinlich ein allgemeines Gericht verbunden, in welchem man offenkundige Vergehen beurtheilte und die schweren Verbrecher zum Sühntode im Jahre verurtheilte. Durch Gottesurtheile verschiedener Art pflegte man dann etwa nicht zu offener Kenntniss gelangte Vergehen an's Tageslicht zu ziehen. Die hier Verurtheilten wurden dann auf die verschiedenen Sühnfeste des Jahres vertheilt. Die Namen der Feuer waren nach gewissen Eigenschaften oder nach der Bestimmung gewählt. So kennen wir noch später als Namen: Funkenfeuer; oder nach ihrer Bestimmung als heiligende Opferfeuer: Himmelsfeuer. Ueber die Gottheiten, denen die Feste galten, liess sich aus den Resten der Feiern allein nur erkennen, dass die betreffenden Gottheiten alle ursprünglich den Character der Blitzgottheiten in sich schlossen. Aus den Jahreszeiten, in denen die Sühnopfer gebracht wurden, lässt sich dann auf die fernern Kräfte und das Wesen der Gottheiten schliessen.

08

Schul-Nachrichten
über das
GYMNASIUM ZU MÜHLHAUSEN

von Ostern 1872 bis Ostern 1873.

I. Chronik des Gymnasiums.

Das neue Schuljahr wurde Donnerstag den 11. April 1873 durch gemeinsame Morgenandacht, Reception der neuen Schüler, Ansprache des Directors und Einführung des Herrn Gymnasiallehrer Dr. Schambach und des Cand. prob. Herrn Kluge eröffnet.

Das Stiftungsfest der Schule ist in herkömmlicher Weise am 6. Juni, das Popperöder Brunnenfest mit einigen zuvor vereinbarten Modificationen am 24. Juni gefeiert worden. Die Festrede hielt der Rector der höheren Bürgerschule Herr Stade.

Die verschiedenen Legate, Prämienfelder und Prämienbücher sind stiftungsmässig vertheilt.

Leider war der Unterzeichnete durch eine schwere Krankheit genöthigt, während des Sommers längere Zeit seine amtliche Thätigkeit einzustellen und durch eine Kur in Halle, sowie durch eine Badereise in den Rheingau seine Gesundheit wieder herzustellen. Die Mittel zu diesen Reisen sind ihm durch ausserordentliche Bewilligungen des Magistrats und des Stadtverordnetencollegiums, so wie des Königl.

Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten gütigst gewährt, wofür er seinen Dank auch an dieser Stelle auszusprechen sich gedrungen fühlt. Den Herren Collegen, welche die Vertretung des Unterzeichneten in der Ertheilung der Lehrstunden wie in der Besorgung der directorialen Geschäfte mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit übernommen haben, fühlt sich derselbe zu innigem Dank verpflichtet.

Die Vorbereitungsreden zu den beiden Schulcommunions hat Herr Dr. Todtenhaupt auch in diesem Jahre gehalten.

An der patriotischen Feier des Tages von Sedan, die der allgemeine Musikverein auch in diesem Jahre veranstaltet hatte, hat das Gymnasium sich durch Mitwirkung beim Vortrage patriotischer Gesänge, unter denen „Der deutsche Geist von E. Manckewitz comp. von G. Schreiber“ besonders hervorgehoben zu werden verdient, und durch eine Festrede des Unterzeichneten betheiligt.

Am 26. September 1872 fand unter dem Vorsitz des stellvertretenden Königlichen Commissarius Herrn Superintendenten Pinckernelle und in Gegenwart des Patronatscommissarius Herrn Oberbürgermeister Dr. Engelhart die mündliche Prüfung von fünf Abiturienten statt, die sämmtlich das Zeugniß der Reife erhielten.

Am 5. Juni 1872 wurde von den Schülern der Obersecunda unter der Leitung des Herrn Dr. Todtenhaupt Wallensteins Lager von Schiller mit den für nöthig erachteten Aenderungen oder Kürzungen im Costüm aufgeführt.

Bei der Abiturientenentlassung am 1. October 1872 fand eine Aufführung der Antigone von Sophokles in der Weise statt, dass die Schüler der oberen Classen die Chöre in Mendelssohn's Composition sangen und der Unterzeichnete die dialogischen Partien las.

Gegen Weihnachten erkrankte unser jüngster College Herr Cand. Hermann Kluge schwer an Gelenkrheumatismus. Seine Vertretung übernahm zunächst das Collegium, dann, als eine längere Vacanz mit Gewissheit vor auszusehen war, übernahmen die Herren Candidaten Lincke und Dr. Seelisch den Haupttheil der Vertretung, denen ich dafür meinen freundlichsten Dank ausspreche. Leider wird Herr Kluge, der zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit in seine Heimat gereist ist, nicht zu uns zurückkehren, da er inzwischen für das Gymnasium zu Coethen gewonnen ist. Durch die diesen Nachrichten vorangedruckte Abhandlung hat er sich ein schönes Denkmal in den Annalen unseres Gymnasiums gestiftet. Möge er dem hiesigen Collegium auch in seinem neuen Wirkungskreise ein freundliches Andenken bewahren. An seine Stelle wird im Beginne des neuen Schuljahres Herr Dr. Richard Mahrenholz treten.

Zum Besten der an der Ostsee Ueberschwemmten hat das Lehrercollegium sich entschlossen eine Reihe öffentlicher Vorträge zu halten, die vom Publikum mit allgemeinem Beifall aufgenommen werden. Die Themata dieser Vorträge sind folgende: 1) Director Osterwald: Goethe's Iphigenie. 2) Oberlehrer Fahland: Schöpfungsge-

schichte der Erde. 3) Oberlehrer Stier: Demosthenes. 4) Gymnasiallehrer Dr. Hundt: Ein Ausflug nach Frankreich und Nordamerika. 5) Gymn.-L. Dr. Weissenborn: Die Bedeutung der klassischen Studien für die Gegenwart. 6) Gymn.-L. Dr. Schambach: Ein Tag im alten Rom. 7) Gymn.-L. Dr. Todtenhaupt: Der Apostel Paulus. 8) Gymn.-L. Dr. v. Hagen: Walther von der Vogelweide. 9) Gymn.-L. Friedrich: Scenen aus dem altgriechischen Leben.

Am 20. und 21. März c. hat unter dem Vorsitz des Herrn Provinzialschulraths und in Gegenwart des Herrn Oberbürgermeisters Dr. Engelhart die mündliche Prüfung von 14 Abiturienten stattgefunden. Allen wurde das Zeugniß der Reife zuerkannt, zwei konnten von der mündlichen Prüfung dispensirt werden.

Am 22. März feierte das Gymnasium den Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers und Königs in der Aula durch Gesang und Declamation der Schüler und eine Festrede des Unterzeichneten: Welche Gefahren drohen dem neuen deutschen Reich und welche Bürgschaften für eine gedeihliche Entwicklung besitzt es in sich selbst?

Am 27. März 1873 fand die Entlassung der Abiturienten im Kreise der Schule statt. Es wurden dabei zwei von Hrn. Musikdir. Schreiber componirte Horazoden gesungen.

II. Allgemeine Verordnungen der Behörden.

1) Das Königl. Provinzialschulcollegium empfiehlt die vom Generalleutenant a. D. Frhr. v. Troschke herausgegebenen Schriften: Die Militärliteratur seit den Befreiungskriegen und das eiserne Kreuz. Magdeburg, 7. Mai 1872.

3) Das Königl. Provinzialschulcollegium theilt mit, dass durch Verfügung des Herrn Ministers vom 18. Dec. pr. die Einrichtung von Versammlungen der Directoren der Gymnasien und Realschulen 1. Ordnung auch für die Provinz Sachsen befohlen sei. Die nächste Versammlung werde Pfingsten 1873 in Magdeburg oder Halle stattfinden. Magdeburg, 18. Mai 1872.

3) Einer Betheiligung der Schulen an einer etwaigen Feier des 2. September steht nichts entgegen. Eine obrigkeitliche Anordnung zur Feier dieses Tages wird zwar nicht stattfinden, um die letztere in ihrem volksthümlichen Werthe in keiner Weise zu verkürzen, andererseits aber auch eine aus dem eigenen Volksleben hervorgehende Feier nicht zu hindern sein. Berlin, 16. August 1872.

4) Durch Rescript des Herrn Ministers ist der Beginn der Sommerferien aus der Mitte der Woche auf den Anfang derselben verlegt. Magdeburg, 23. Aug. 1872.

III. Lehrverfassung.

Vertheilung des Unterrichts unter die Lehrer:

Lehrer.	I.	II _a	II _b	III _a	III _b	IV.	V.	VI.	Stundenzahl.
1 Dir. Prof. Osterwald. Ord. in I.	8 Lat. 3 Deutsch.			2 Deutsch.					13.
21. Oberlehrer Fahand.	4 Mathem. 2 Physik.	4 Mathem. 1 Physik.	4 Mathem. 1 Physik.	2 Naturk.	3 Mathem.				21.
3 ² . Oberlehrer Dr. Dilling.				3 Mathem.	2 Naturk.	2 Arithmetik. 1 Geometrie.	3 Rechnen. 2 Geog. 2 Naturk.	4 Rechnen. 2 Naturk.	21.
4 ³ . Oberlehrer Stier. Ord. in IIIa.	6 Griech. 2 Hebr.	8 Lat. 2 Hebr.	2 Religion. 2 Hebr.		2 Religion.				24.
5 ¹ . ord. Lehrer Dr. Hundt.	2 Franz.	2 Franz.	2 Franz.	2 Franz. 3 Geschichte.	2 Franz.	2 Franz.	3 Franz.	2 Lat. 2 Geogr.	22.
6 ² . ord. Lehrer Dr. Weissenborn. Ord. in IIIb.		4 Griech.	10 Lat. 6 Griech. 2 Deutsch.		2 Franz.				22.
7 ³ . ord. Lehrer Dr. Schambach. Ord. in IIIb.	3 Geschichte.	3 Geschichte.	3 Geschichte.		3 Geschichte und Geog. 10 Lat.				22.
8 ⁴ . Dr. Todtenhaupt. Ord. in VI.	2 Religion.	2 Religion. 2 Deutsch.		2 Religion.				8 Lat. 2 Deutsch. 3 Religion.	21.
9 ⁵ . ord. Lehrer Dr. v. Hagen. Ord. in IIIa.		2 Lat. 2 Griech.		10 Lat. 6 Griech.	6 Griech.	6 Griech.			22.
10 ⁶ . Gymn. Lehrer Friedrich. Ord. in IV.					6 Griech.	2 Religion. 10 Lat.			22.
11 ⁷ . Cand. prob. Klinge. Ord. in V.					2 Deutsch.	2 Deutsch. 3 Geschichte.	10 Lat. 2 Deutsch. 3 Religion.		22.
12 ⁸ . Zeichen- und Schreiblehrer Drehheller.	2 Stunden Zeichnen.			2 Zeichnen.	2 Zeichnen.	2 Zeichnen.	2 Zeichnen. 3 Schreiben.	2 Zeichnen. 3 Schreiben.	18.
13 ⁹ . Musikdirekt. schreiber.	2 Stunden Singen.					1 Singen.	1 Singen.	1 Singen.	5.

B. Vollendete Lehrpensa.

1. Prima. Ordinarius: der Director.

1. *Religion* 2 St. Das apostolische Zeitalter und die Lectüre des Römerbriefs. Repetition der Augustana und des Heidelberger Katechismus, des Marcus- und des Johannes-Evangeliums. *Dr. Todtenhaupt.*

2. *Deutsch* 3 St. Einführung in die Geschichte der neueren poetischen Nationalliteratur. Klopstock, Wieland, Lessing und die dazu gehörenden Gruppen. Lectüre: Lessings Nathan und die wichtigsten Abschnitte aus der Hamb. Dramaturgie. Aufsätze. Philos. Propädeutik. *Dir. Osterwald.*

3. *Latein.* 8 St. Ciceronis Brutus und de officiis lib. I. II. u. III. Horat. Carm. I. II. III, 7—30 und ausgewählte Episteln. Repetition früher gelesener Schriften. Correctur der Aufsätze. Mündliche und schriftliche Uebungen. *Dir. Osterwald.*

4. *Griechisch* 6 St. Thueyd. bell. Peloponn. III. IV, 1—51. Demosthenis oratt. Olynth. und Philipp. Homer Il. XIII—XXIV. Sophocl. Philoct. Wöchentlich abwechselnd je ein Exercitium oder Extemporale. *Stier.*

5. *Französisch* 2 St. Wiederholung der gesamten Syntax, zum Theil in französischer Sprache; Molière, le Tartuffe und cursorisch Michaud, histoire de la première croisade. Alle 14 Tage ein Exercitium, dazu Extemporalien. *Dr. Hundt.*

6. *Geschichte* 3 St. Deutsche Geschichte von 1517 bis 1815 sowie das Wichtigste aus der Geschichte der übrigen europ. Staaten. Repetitionen aus der griech. und röm. Geschichte und der Geographie von Deutschland. *Dr. Schambach.*

7. *Mathematik* 4 St. Trigonometrie und Repetition der Planimetrie und Arithmetik. *Fahland.*

8. *Physik* 2 St. Einleitung und Mechanik. *Fahland.*

9. *Hebräisch.* Lectüre aus der Genesis und den Psalmen, verbunden mit Befestigung in der Formenlehre und Erläuterung der wichtigsten syntaktischen Regeln. Schriftliche Uebungen im Uebersetzen aus dem N. T. *Stier.*

10. *Zeichnen* 2 St. Ausgeführte Köpfe in Kreide und Bleistift. Sepia- und Aquarellzeichnungen. *Dreiheller.*

2. Secunda superior. Ordinarius: Stier.

1. *Religion.* Geschichte des Volkes Israel, nebst Lectüre der betr. Abschnitte und Bücher des Alt. Testaments. Repetition des Lucas-Evangeliums. *Dr. Todtenhaupt.*

2. *Lateinisch* 5 St. Lectüre: Cicero de imp. Cn. Pompei, pro Roscio Amerino, pro Archia, Cato mai. u. Laelius statarisch. Sallust. bell. Catil. u. Cicero oratt. in Catil. cursorisch. — 3 St.: Correctur der Klassenscripta, Exercitien aus Seyffert u. Aufsätze. Repetition von Hauptpartien der Syntax. Einige Abschnitte aus Bergers Stilistik. *Stier.* 2 St. Vergil Aeneid. lib. IV, V, VII—IX vollständig, X—XII mit Auswahl. Metrische Uebungen. *Friedrich.*

3. *Griechisch* 3 St. Lectüre: Isocratis Panathenaicus, Xenophon tis memorabil lib. I. 1 St.: Correctur der Exercitien u. Extemporalien, Tempus- u. Moduslehre. *Dr. Weissenborn.* 2 St. Homer. Odys. XVIII—XXIV, Ilias I—VI. Metrische Uebungen. *Friedrich.*

4. *Deutsch.* Lectüre: Wallenstein. Maria Stuart. Jungfrau von Orleans. Nibelungenlied. Monatlich ein Aufsatz. *Dr. Todtenhaupt.*

5. *Französisch.* Syntax des pronom, Repetition der Formenlehre; Bernardin de Sairot-Pierre, Paul et Virginie. Alle 14 Tage ein Exercitium, dazu Extemporalien. *Dr. Hundt.*

6. *Geschichte* 3 St. Geschichte der Römer mit besonderer Rücksicht auf die italische Geographie. Repetitionen aus der griech. u. deutschen Geschichte (bis 1517). *Dr. Schambach.*

7. *Mathematik* 4 St. Arithmetik bis zur Rentenrechnung. *Fahland.*

8. *Physik* 1 St. Electricität und Magnetismus. *Fahland.*

9. *Hebräisch.* Wiederholung und Vervollständigung der Formenlehre. Lectüre aus Gesenius Lesebuch. Schriftliche Uebungen im Uebersetzen aus dem N. T. *Stier.*

10. *Zeichnen* 2 St. mit Prima combinirt. *Dreiheller.*

3. Secunda inferior. Ordinarius: *Dr. Weissenborn.*

Religion 2 St. Das Leben Jesu nach dem Evang. Matthaei im Urtext. Bibelkunde des N. T. *Stier.*

Deutsch 2 St. Lectüre: Masius Lesebuch, III. Th.; Goethes Hermann u. Dorothea. Correctur der Aufsätze. *Dr. Weissenborn.*

Latein. 10 St. Pros. Lectüre: Cicero pro Archia, pro Ligario, pro Deiotaro; Livius XXI—XXII, und daneben cursorisch: Caesar de bello gall. I—V u. de bello civili I; Cicero de amicitia. Poet. Lectüre: Vergil Aeneid. lib. I—III. Scenen aus lib. IV, dann V—VI. Grammatik: Vollendung der Satzlehre. 14tägige Exercitien u. Extemporalien sowie 6 freie Aufsätze. *Dr. Weissenborn.*

Griechisch 6 St. Pros. Lectüre: Arrian. Anab. I u. II; Herodot, ausgewählte Partien aus B. VII—IX. Poet. Lect.: Homer Odyssee I—XII. Grammatik: Casus-, Tempus- u. Moduslehre, daneben Repetition der ganzen Formenlehre. *Dr. Weissenborn.*

Französisch 2 St. Wiederholung des Pensums der vorhergehenden Klassen, besonders der unregelmässigen Verba; nach Ploetz Schulgrammatik, Abschnitt III—VI, die reflexiven u. unpersönlichen Verben, Formenlehre des Substantivs, Adjectivs und Adverbs, das Zahlwort, die Präpositionen, Construction, Tempora und Modi. Dazu B. de St.-Pierre, Paul et Virginie; alle 14 Tage ein Exercitium. *Dr. Hundt.*

Geschichte 3 St. Orientalische und griech. Geschichte bis auf die Berührung mit Rom. Hauptpunkte aus der alten Geographie. *Dr. Schambach.*

Mathematik 4 St. Planimetrie von den Congruenz-Sätzen bis zur Berechnung des Kreises. *Fahland.*

Physik 1 St. Lehre von der Wärme. *Fahland.*

Hebräisch 2 St. Die Hauptpartien der Formenlehre nach Gesenius. Lectüre aus Gesenius Lesebuch. Schriftliche Uebungen zur Befestigung in den Formen. *Stier.*

Zeichnen 2 St. mit Prima combinirt. *Dreiheller.*

4. Tertia superior. Ordinarius: Dr. v. Hagen.

1. *Religion* 2 St. Lectüre der Apostelgeschichte und ausgewählter Stellen aus den Briefen des Apostels Paulus. *Dr. Todtenhaupt.*

2. *Deutsch* 2 St. Lectüre und Erklärung einzelner Lesestücke und Gedichte aus Masius Lesebuch. Einführung in das Verständniss episch-lyrischer Poesie und der nordischen Sagenwelt. Recitation gelernter Gedichte. Correctur der Aufsätze. *Dr. Osterwald.*

3. *Latein.* 10 St. Repetition und Erweiterung der Kenntniss der Syntax nach Berger. Caesar d. b. G. I—IV. incl. repet. VII. Ovid Metam. ausgewählte Partien aus lib. II, VI, XIII. Wöchentliche Correctur der Extemporalien und Exercitien. *Dr. v. Hagen.*

4. *Griechisch* 6 St. Repetition der Formenlehre nach Krüger, die unregelmässigen Verba nach Weiske, Lectüre von Anab. I—III; Homer Od. lib. XII. XIII. VI. Wöchentliche Correctur der Extemporalien und Exercitien. *Dr. v. Hagen.*

5. *Französisch* 2 St. Wiederholung des Pensums der vorhergehenden Klassen; darauf nach Ploetz Schulgrammatik Abschnitt IV—VI Substantiv, Adjectiv, Adverb, Zahlwort, Präposition, die Construction, Gebrauch der Zeiten und Moden; Lectüre aus Ploetz Chrestomathie. Alle 14 Tage ein Exercitium. *Dr. Hundt.*

6. *Geschichte und Geographie* 3 St. Deutsche Geschichte vom westfälischen Frieden bis zur Neuzeit und die Geographie von Deutschland. *Dr. Hundt.*

7. *Mathematik* 3 St. Planimetrie bis zum pythagoreischen Lehrsatz. Geometrische Aufgaben. Quadrat- und Kubikzahlenbildung. Quadrat- und Kubikwurzelausziehung. Potenzen- und Wurzelgrössenrechnung. Gleichungen des ersten Grades. Wöchentliche häusliche Aufgaben. *Oberlehrer Dr. Dilling.*

8. *Naturgeschichte* 2 St. Im Sommer Botanik, im Winter Zoologie. *Fahland.*

9. *Zeichnen* 2 St. Bäume und Landschaften. *Dreiheller.*

5. Tertia inferior. Ordinarius: Dr. Schambach.

1. *Religion* 2 St. S. Lectüre und Erklärung ausgewählter Psalmen. W. Das Hauptstück des Katechismus erklärt, dazu Sprüche memorirt und 4 Kirchenlieder neu gelernt, 12 repetirt. *Stier.*

2. *Deutsch* 2 St. Lectüre: Masius Lesebuch für mittlere Classen. Aufsätze mit Erzählungen und Schilderungen. Anleitung zum Disponiren. *Kluge.*

3. *Latein*. 10 St. 6 St. Grammatik: Lehre von den tempora und modi, den Conjunctionen, acc. und nom. c. inf., oratio obliqua, participia. Daneben Repetit. aus der Formenlehre und Casuslehre nach Berger. Wöchentl. ein Extemporale oder Exercitium aus Haacke's Uebungsbuch für IV. 4 St. Lectüre: Caesar d. b. G. VII, 59 bis Schluss und I bis IV Anfang. *Dr. Schambach.*

4. *Griechisch* 6 St. Repetition der regelmässigen Formenlehre nach Curtius, der unregelmässigen Verba nach Weiske. Lectüre: Lesebuch von Schmidt und Wensch. Correctur der Exercitien. *Friedrich.*

5. *Französisch* 2 St. Wiederholung des Pensums der Quinta und Quarta nach Ploetz Elementargrammatik; die unregelmässigen Verben mit den nöthigen syntaktischen Regeln nach Ploetz Schulgrammatik. Alle 14 Tage ein Exercitium, dazu Extemporalien. *Dr. Hundt.*

6. *Geschichte* 3 St. Deutsche Geschichte von Beginn der Völkerwanderung bis zur Reformation.

Geographie: Preussen und Deutschland, das Wichtigste aus der Geographie der angrenzenden Länder. *Dr. Schambach.*

7. *Mathematik* 3 St. Planimetrie. Anfangsgründe bis zu den Congruenzsätzen. *Fahland.*

8. *Naturgeschichte* 2 St. Im Sommer Botanik: Uebersicht der Pflanzen. Im Winter Eintheilung der Thiere, speciell Reptilien. *Dr. Dilling.*

9. *Zeichnen* 2 St. Ausgeführte Köpfe und Thiergruppen. *Dreiheller.*

6. Quarta: Ordinarius Friedrich.

1. *Religion* 2 St. Lectüre des Evangeliums Matthäi. Repetition des Katechismus mit kurzer Worterklärung. Einige Kirchenlieder gelernt oder repetirt. *Friedrich.*

2. *Deutsch* 2 St. Lectüre: Masius Lesebuch für untere Classen. Aufsätze meist erzählenden Inhalts. *Kluge*, im letzten Quartal *Friedrich.*

3. *Latein* 10 St. Grammatik nach Berger: Repetition der Formenlehre oder Erweiterung der Formenkenntniss, dann Lehre von den Casus und das Nöthigste von den Tempora und Modi mit Exercitien nach Haacke und Extemporalien. Anfänge der Prosodik und Metrik. Lectüre des Cornelius Nepos und des Tiroc. poet. v. Siebelis. Beides mit Auswahl. *Friedrich.*

4. *Griechisch.* Regelmässige Formenlehre bis zu den Verbis auf $-\mu$ abgeschlossen nach dem Elementarbucho von G. u. H. Stier. Correctur wöchentlicher Exercitien oder Extemporalien. *Dr. v. Hagen.*

5. *Französisch* 3 St. Ploetz' Elementargrammatik. Lect. 60 bis Ende; Wiederholung des Pensums der Quinta. Alle 14 Tage ein Exercitium. *Dr. Hundt.*

6. *Geschichte u. Geographie.* Geographie von Deutschland; die alte Geschichte, Orientalen, Griechen und Römer. *Kluge.*

7. *Rechnen u. Mathematik* 3 St. Praktisches Rechnen. Anfänge der Buchstabenrechnung. Quadratzahlen u. Quadratwurzeln mit wöchentlichen häuslichen Aufgaben. Die Lehre von den Linien, Winkeln u. vom Dreieck. Oberlehrer *Dr. Dilling*.

8. *Zeichnen* 2 St. Halb und ganz ausgeführte Pflanzen, Thiere u. Ornamente. *Dreiheller*.

7. Quinta. Ordinarius: Kluge, im letzten Quartal *Dr. Seelisch*.

1. *Religion* 3 St. Biblische Geschichte des N. T. nach Zahn. Das I. und II. Hauptstück des Katechismus. 8 Kirchenlieder gelernt. *Kluge*, im letzten Quartal *Stier*.

2. *Deutsch* 2 St. Lectüre: Masius Lesebuch für untere Classen. Der einfache und erweiterte, zusammengezogene und zusammengesetzte Satz. Orthographische Uebungen. Recitationen, besonders patriotischer Gedichte. Aufsätze erzählenden Inhalts. Ordinarius *Kluge*, im letzten Quartal *Dr. Seelisch*.

3. *Latein*. 10 St. Repetition der regelmässigen und Einübung der unregelmässigen Formenlehre. Die Hauptregeln der gesammten Casuslehre, Städtenamen, Präpositionen, Conjunctionen, Acc. c. inf., absol., nach Berger's Grammatik. Uebersetzung aus Ellendt's Lesebuch und Haacke's Aufgaben für untere Classen. Wöchentlich ein Exercitium und ein (seit Januar zwei) Extemporale. Ordin. *Kluge*, im letzten Quartal *Dr. Seelisch*.

4. *Französisch* 3 St. Ploetz Elementargrammatik Lect. 1—60; Avoir, être und die vier Conjugationen; mündliche Retrovertirung; alle 14 Tage ein Exercitium, wöchentlich ein Extemporale. *Dr. Hundt*.

5. *Geographie* 2 St. Europa, spezieller Deutschland und der preussische Staat nach Daniel. *Dr. Dilling*.

6. *Rechnen* 3 St. Gemeine Brüche. Decimalbrüche. Einfache und zusammengesetzte Proportions-, Ketten-, Gesellschafts- und Vermischungsrechnung. Kopfrechnen. Wöchentlich häusliche Aufgaben. *Dr. Dilling*.

7. *Naturkunde* 2 St. S. Die Bäume und Sträucher Deutschlands. W. Vorbereitende Zoologie, speciell Säugethiere. *Dr. Dilling*.

8. *Zeichnen* 2 St. Im Sommersemester Linearzeichnen, verbunden mit Construction, besonders aus dem 3- und 4eck. Im Winterhalbjahr Freihandzeichnen und zwar die Elemente des Ornaments, der menschliche Kopf; später: Zeichnen nach entsprechenden Vorlagen. *Dreiheller*.

9. *Schreiben* 3 St. Nach besonderm Plane die Elemente der Schrift, Buchstabenverbindungen, Vorschriften nach der Wandtafel. (Inhalt: Schillers Glocke, einzelne Sätze aus Wilhelm Tell). *Dreiheller*.

Sexta. Ordinarius: *Dr. Todtenhaupt*.

1. *Religion* 3 St. Geschichten des alten Testaments, Lieder, Sprüche und Stücke aus dem Katechismus. *Dr. Todtenhaupt*.

2. *Deutsch* 2 St. Uebungen in der Orthographie und einfachen Satzlehre. Lectüre: Masius Lesebuch für untere Klassen. Auswendiglernen von Gedichten. *Dr. Todtenhaupt.*

3. *Latein.* 10 St. Die Deklinationen und Conjugationen bis zu den Depo-
nentia excl. Genus-Regeln, Adjectiva, Pronomina, Präpositionen, Adverbien und Zahl-
wörter. Schriftliche Uebungen. 8 St. *Dr. Todtenhaupt.* 2 St. *Dr. Hundt.*

4. *Geographie* 2 St. Nach Daniel's Leitfaden: Uebersicht über die 5 Erdtheile
und im Besonderen Deutschland. *Dr. Hundt.*

5. *Rechnen* 4 St. Die vier Species mit benannten und unbenannten Zahlen,
dann mit Brüchen. Anwendung der vier Species auf die leichteren Rechnungen des
bürgerlichen Lebens in ganzen und gebrochenen Zahlen. Wöchentlich häusliche Auf-
gaben. *Dr. Dilling.*

6. *Naturkunde* 2 St. Sommer: Organe der Pflanzen. Winter: Organe des
menschlichen Körpers. *Dr. Dilling.*

7. *Zeichnen.* Es wurden die nach einem speciell ausgeführten Plane von mir
entworfenen Wandtafeln und schliesslich einige leichte Pflanzen- und Ornamentformen
gezeichnet. *Dreiheller.*

8. *Schreiben.* Nach besonderem Plane die Elemente der Schrift, Buchstaben-
verbindungen, Sätze, einige Räthsel von Schiller — nach Vorschriften der Schultafel
geschrieben. *Dreiheller.*

S i n g e n.

Der Gesang-Unterricht wird vom Herrn Musikdirector Schreiber in der
Weise ertheilt, dass in den drei unteren Klassen zunächst die musikalischen Wand-
tafeln von Haitzinger und Gassner erklärt und die Stimme theils an der Scala, theils
an einstimmigem Gesange von Choralmelodien gebildet, sodann mehrstimmige Gesänge
geübt werden. Die stimmfähigen Schüler der drei oberen Classen werden in Gemein-
schaft mit den besten Sängern der unteren Classen in verschiedenen Arten von geist-
lichen und weltlichen Gesängen geübt. Sexta, Quinta, Quarta haben je eine Sing-
stunde, die drei combinirten oberen Classen gleichfalls eine.

Die gymnastischen Uebungen

sind unter fortdauernd sorgfältiger Leitung des Herrn Oberlehrer Fahland mit regem
Eifer und gutem Erfolg im Sommer auf dem Turnplatz, im Winter in der Turnhalle,
2 St. wöchentlich betrieben worden.

Themata zu den Abiturientenarbeiten.

I. Michaelis 1872.

- 1) Homeri de poeseos vi et natura et de poetarum dignitate sententia ex iis, quae in carminibus Homericis de priscis cantoribus tradita sunt explicetur.
- 2) Wen lieben wir mehr, Achilles oder Hector?
- 3) A reist von einem Orte ab und macht am ersten Tage 4, am 2ten $4\frac{1}{4}$ u. s. f. Meilen; 8 Tage später reist B ihm nach, täglich $11\frac{1}{3}$ M. machend. Nach wie viel Tagen holt B den A ein?
- 4) Errichtet man in einem Endpunkte der Hypotenuse eines rechtwinkligen Dreiecks ein Loth bis zur verlängerten Gegen-Kathete, trägt den erhaltenen spitzen Winkel nochmals an, so bilden der 2te Schenkel dieses Winkels, die verlängerte Kathete und die beiden Katheten selbst eine richtige geometrische Proportion.
- 5) Die Seite eines regulären Elfecks ist $13,75'$. Wie gross sind die Radien eines ihm gleichen concentrischen Ringes, dessen innere Peripherie gleich dem Umfange jenes Elfecks.
- 6) In einem stumpfwinkligen Dreieck ist die grösste Seite $21,41541$, die kleinste $5,2$, der von ihnen eingeschlossene Winkel $= 19^{\circ} 4' 43''$. Was für ein Körper entsteht durch die Rotation des Dreiecks um seine kleinste Seite, und welches ist der Inhalt dieses Körpers?

II. Ostern 1873.

- 1) Comparetur Ulixes Homericus cum Sophocleo.
- 2) Klopstock und Wieland in ihren Gegensätzen.
- 3) A reist von einem Orte ab und macht am 1ten Tage 2, am 2ten $2\frac{1}{2}$ u. s. f. Meilen, 9 Tage später reist B ihm nach und macht an jedem Tage $13\frac{3}{4}$ M. Nach wieviel Tagen holt B den A ein?
- 4) Zieht man zwischen den beiden Seiten eines Paralleltrapezes die mittlere geometrische Proportionale als 3te, so sind die beiden entstandenen kleinen Paralleltrapeze den Dreiecken gleich, in welche das Paralleltrapez durch eine Diagonale getheilt wird.
- 5) Aus einem geraden Kegel ist ein Parallelkegel herausgeschnitten. Wie gross Inhalt des Hohlkegels, wenn Rad. des grossen Grundkreises $19,3506'$, die Dicke des Hohlkegels $2,75'$ und der Winkel an der Spitze $= 56^{\circ} 43' 37''$.
- 6) Der Inhalt eines Kreises ist $136,509\text{ } \square'$, eine Sehne desselben gleich $\frac{6}{23}$ der Peripherie. Wie gross der zugehörige Kreisabschnitt?

Ausserdem sind von einzelnen Abiturienten folgende Extra-Aufgaben gelöst:

- 1) Wenn man um den Halbirungspunct der Axe zweier sich von aussen berührenden Kreise einen dritten beschreibt und durch den Berührungspunkt eine Sehne desselben zieht, so sind die Stücke dieser zwischen den Endpunkten und den Peripherieen der gegebenen Kreise einander gleich.
- 2) Das Vorderrad eines Wagens macht auf einem Wege von $360' 6$ Umdrehungen mehr, als das Hinterrad. Wäre der Umfang jedes Rades um $3'$ grösser, so würde es nur 4 Umdrehungen machen. Wie gross ist der Umfang jedes Rades?
- 3) Um eine Kugel, deren Inhalt $409,6575c'$, ist ein gerader Kegel beschrieben, dessen Grundkreis gleich dem doppelten grössten Kugelkreise. Wie gross Höhe und Inhalt des Kegels?
- 4) Wenn ein Quadrat so in ein Dreieck eingeschrieben ist, dass beide den Rechten gemein haben, so ist das Rechteck aus den Abschnitten der Hypotenuse = der Summe der Rechtecke aus den Abschnitten der Katheten.
- 5) In einem Dreiecke sei $a = 254,3$ $b - c = 84,8466$, $A = 137^\circ 15'$. Wie gross sind die andern Stücke?
- 6) Wie gross ist der Mantel eines geraden Kegels, dessen Seiten gegen den Grundkreis unter $56^\circ 18' 36''$ geneigt sind. Der Inhalt des Kegels = dem Inhalte einer Kugel, deren $r = 19,07809$.

Themata für die deutschen und lateinischen Aufsätze.

I. Prima.

1) Deutsch (der Director).

- 1) Das Leben eine Seefahrt (mit Berücksichtigung der hierhergehörigen deutschen Dichterstellen).
- 2) Frühling und Herbst — Hoffnung und Erinnerung, mit Beziehung auf elegische Dichtungen deutscher und antiker Dichter.
- 3) Wie ist es zu erklären, dass Klopstock trotz seiner hohen Verdienste um die deutsche Literatur so bald vergessen worden ist?
- 4) Wie hat Lessing in der Person des Lieutenants Riccaut den Nationalcharacter der Franzosen gezeichnet?
- 5) Die nationale Bedeutung der Lessingschen Minna von Barnhelm nach ihrer positiven und negativen Seite.
- 6) Ueber den Prolog zum Johannesevangelium.
- 7) Ueber das Gespräch Christi mit Nikodemus.
- 8) u. 9) Die Abiturienthemata.

2, Lateinisch (der Director).

- 1) Quam apte veteres Graeci et Romani metaphoris a mari et navigatione sumptis non solum vitae humanae varios casus, verum etiam animi affectus et condiciones significaverint exemplis ex poetis scriptoribus oratoribus eligendis accuratius paullo illustretur.
- 2) De cantoribus Homericis Phemio et Demodoco.
- 3) Ingenuas didicisse fideliter artes Emollit mores nec sinit esse feros.
- 4) Ut adversas res sic secundas immoderate ferre levitatis est.
- 5) Argumentum Philoctetae Sophocleae enarretur.
- 6) Quibus causis commotus Demosthenes orationes Olynthiacas habuerit.
- 7) Horatius quid de amicitia senserit ex carminum libris explicetur.
- 8) Horatius quid potissimum carminibus sex primis tertii libris sibi proposuerit explicetur.
- 9) Veteres philosophi cur justitiae adjunxerint liberalitatem.
- 10 u. 11) Die Abituriententhemata.

II. Obersecunda.

1. Deutsch. (Dr. Todtenhaupt).

- 1) Wallensteins Lager. (Beschreibung eines Gemäldes).
- 2) Woraus erklärt sich beim Wachtmeister, ersten Jäger und ersten Kürassier die Anhänglichkeit an Wallenstein?
- 3) Durch welche Gründe versteht es die Gräfin Terzky, Wallenstein nach und nach zur Entscheidung zu bringen? (Probearbeit).
- 4) Das Leben des Moses, seine Verdienste und sein Charakter.
- 5) Welche Ansichten werden im Staatsrath der Königin Elisabeth geltend gemacht, und aus welchem Beweggrunde gehen sie hervor?
- 6) Durch welche Thatsachen werden die Bewohner der drei Waldstädte nach und nach zur Verschwörung getrieben?
- 7) Wie lässt der Dichter die Jungfrau von Orleans in der Ausübung ihres Berufs doch ihrem Verhängniss entgegen gehn?
- 8) Wie sich das Benehmen der Jungfrau von Orleans gegen ihre Angehörigen erklären lässt.
- 9) Machet nicht viel Federlesen,
Schreibt auf meinen Leichenstein:
Dieser ist ein Mensch gewesen,
Und das heisst, ein Kämpfer sein. (Probearbeit).
- 10) Weshalb der Anblick des unermesslichen Meeres den Menschen traurig zu stimmen pflegt.

- 11) Durch welche Handlungen und Eigenschaften verletzt Hagen, und durch welche versöhnt er auch wieder das menschliche Gefühl?
- 12) Volker von Alzei. (Probearbeit).

2. Lateinisch. (O. L. Stier.)

- 1) *Bella a Mithridate contra Romanos gesta enarrentur.*
- 2) *Orationis, quam Cicero de imperio Cn. Pompei habuit, quod sit consilium et qui ordo, quaeritur.*
- 3) *De procorum Penelopes interitu.*
- 4) *Quibus de causis et quo eventu Caesar in Germaniam expeditiones susceperit, quaeritur.*
- 5) *Ciceronem in Sex. Roscio defendendo et fortem et prudentem se praestitisse demonstratur.*
- 6) *Populus Romanus libertatem paucis auctoribus adeptus est, adeptam unitis omnium viribus defendit.*
- 7) *Klassenarbeit: a. De coniuratione Catilinaria. b. Senectutem a rebus gerendis non avocare demonstratur. c. Bellum Punicum secundum enarretur.*
- 8) *Unius viri virtute saepissime omnem reipublicae salutem inniti demonstratur.*

III. Secunda b.

1. Deutsch (Dr. Weissenborn),

- 1) Stadt und Landleben.
- 2) Charakteristik der drei Hauptpersonen im Hofschulzen (Masius Lesebuch Thl. III., S. 1 ff.)
- 3) Eine Vertheidigungsrede. (Nach dem Muster von Cicero pro Archia).
- 4) Einwirkung der griechischen Kolonien auf das Mutterland.
- 5) Eine alte Mühlhäuser Bürgerwohnung. (Nach Masius L. Thl. III. S. 232).
- 6) Beschreibung von Mühlhausen.
- 7) Der Wald. (Nach Masius Lesebuch Thl. III. S. 389.)
- 8) Hermann und Dorothea in Novellenform.
- 9) Uebersetzungsproben aus Cicero.
- 10) Charakteristik der Hauptpersonen in Goethe's „Hermann und Dorothea“.
- 11) Kurze Inhaltsangabe des Gedichtes „Hermann und Dorothea“.
- 12) Die Episoden des Gedichtes „Hermann und Dorothea“ und ihre Motivirung.

2. Lateinisch (Dr. Weissenborn).

- 1) *Argumentum eorum quae Caesar in B. G. libr. I cap. 1—30 narravit.*
- 2) *Quibus de causis et quo eventu Caesar contra Helvetios pugnaverit.*
- 3) *Clarissimi duces Athenienses qui fuerint, quae gesserint, quales existimandi sint.*
- 4) *Quibus rebus Caesar de re publica Romana bene meritus sit.*
- 5) *Certamina, quae Aeneas Anchisae patris in memoriam instituit describantur.*
- 6) *Iter Hannibalis in Italiam breviter enarretur.*

Statistische Uebersicht des Gymnasiums

von Ostern 1872 bis Ostern 1873.

A. Verhältnisse der Schüler.

1. Zahl der Schüler.

Die Zahl der Schüler betrug im Sommer 276, im Winter 265, die im letzten Semester folgendermassen vertheilt war:

I	IIa	IIb	IIIa	IIIb	IV	V	VI	Summa
31	24	30	33	38	40	35	34	265.

2. Neu aufgenommen wurden 63:

- Für Prima 3: Kind aus Halle, Rohde aus Spangenberg, Voigt aus Helbra.
 Für Secunda a 2: Schmidt aus Merseburg, Gutjahr aus Gerbstedt.
 Für Secunda b 3: Kniesche aus Hohenwerbig, Pudenz aus Ershausen, Voigt aus Rengelrode.
 Für Tertia a 3: Faber aus Eisleben, Schmalhans aus Wambeck, Leineweber aus Neuendorf.
 Für Tertia b 1: Rupprecht aus Treffurt.
 Für Quarta 10: Schollmeyer aus Altengottern, Moeller aus Oesterbehringen, Fleischhauer aus Straussfurt, Fischer von hier, Trümper aus Breitenholz, Fiege aus Geismar, Heinebrodt aus Dingelstedt, Becher von hier, Sorondo aus Buenos Ayres, Silva aus Buenos Ayres.
 Für Quinta 8: Helmsdorff aus Popperode, R. Kleinschmidt von hier, Werner aus Hollenbach, Joedicke aus Friedrichsroda, Manckiewitz von hier, Bernigau von hier, Fleischer von hier, Wallach von hier.
 Für Sexta 33: Walter, Fackenheim, Werner, Voigt, Waldmann, Weniger, Scheuer, Morell, Mossler, v. Knobloch, O. Kleinschmidt, Krebs, Froebe, Eisenhardt, Weymar, Wolff, Mieth, Steuer, Habermann, Kersten, Mankiewitz, Wallach, Reinke, v. Wintzingeroda-Knorr, Günther, sämmtlich von hier, Trebing aus Töpfer, Müller aus Reiser, Görlach aus Niederdorla, Schmidt aus Reiffenstein, Schein aus Fahrenbach, Möhrstedt aus Blankenburg, Göring aus Grumbach, Wachsmuth aus Haina.

Abgegangen sind

a) aus Prima nach bestandener Abiturientenprüfung 19:

Michaelis 1872:

- 1) Paul Stierwaldt aus Bleicherode, studirt Philologie.
- 2) Arthur Schaefer von hier, st. Postfach.
- 3) Otto Hübner von hier, st. Theologie.
- 4) Wilhelm Günther von hier, st. Theologie.
- 5) Gottlieb Hoech aus Lengefeld, st. Baufach.

Ostern 1873:

- 6) Wilhelm Haberkorn von hier, studirt Postfach.
- 7) Fritz Kind aus Halle, st. Medicin.
- 8) Gustav Vintz von hier, st. Jura.
- 9) Paul Broese von hier, st. Jura.
- 10) Max Engelhart von hier, wird Militair.
- 11) Rudolf Goernandt von hier, st. Medicin.
- 12) Otto Just aus Langula, st. Jura.
- 13) Theodor Schott aus Eschwege, st. Jura.
- 14) Arthur Hertwig aus Liebenwerda, st. Jura.
- 15) Paul Herz aus Düsseldorf, st. Jura.
- 16) Siegmund Ungewitter aus Eschwege, st. Jura.
- 17) Robert Eller von hier, st. Jura.
- 18) Max Bischoff aus Kammerforst, wird Militair.
- 19) Gustav Ungewitter aus Eschwege, st. Jura.

b) Zu einem andern Berufe sind abgegangen oder zum Abgang angemeldet 27:

- Aus Prima 1: Fresenius von hier. a. u. R.
- Aus Secunda ^a 5: Brunner aus Worbis, Wachtel aus Diftlingerode, Schönfeld aus Oberdorla, Vockerodt von hier, Schneegans aus Wintzingerode.
- Aus Secunda ^b 6: Engelmann, Goernandt, Werner, Bader, v. Hagen, Pillert, sämmt- von hier, Madlung aus Heide a. u. R.
- Aus Tertia ^a 3: Koenig aus Germerode, Kessner aus Eschwege, Krüger aus Naumburg.
- Aus Tertia ^b 1: Schreiber aus Kirchheilingen.
- Aus Quarta 4: Goerner und Grabe von hier, Fiege aus Geismar, Born aus Gr. Welsbach.
- Aus Quinta 4: Hecht aus Dresden, Götze, Grosse, Krebs von hier.
- Aus Sexta 2: Weymar und Joerke von hier.

B. Vermehrung des Lehrapparats.

Die Bibliotheken, die s. g. Stadtschulbibliothek, wie die Schülerbibliothek, so wie das physikalische Cabinet sind in etatsmässiger Weise vermehrt worden.

Für das Geschenk des K. Ministeriums: „Monumenta Zollerana“, Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern, herausgegeben von Rudolf Frhr. von Stillfried und Dr. Traugott Maerker Vol. 1 — 8, spreche ich meinen ergebensten Dank aus.

C. Legate.

Den Gymnasialantheil an den Zinsen des Lutteroth'schen Legats für den Lehrer der Rechenkunst und Geometrie in der Summe von 25 Thalern erhielt der erste Mathematicus Herr Oberlehrer Fahland. Die für die Schüler bestimmten Legate sind, wie oben in der Chronik bereits mitgetheilt worden, stiftungsmässig vertheilt.

D. Die öffentliche Prüfung

wird Dienstag den 8. April in folgender Ordnung stattfinden:

Vormittags von 8 Uhr ab:

Sexta. Latein.: Dr. Todtenhaupt. Rechnen: Dr. Dilling.
 Quinta. Latein.: Dr. Seelisch. Geographie Dr. Dilling.
 Quarta. Latein.: Friedrich. Griechisch: Dr. v. Hagen.
 Tertia inferior. Latein.: Dr. Schambach. Französisch: Dr. Hundt.
 Tertia superior. Latein.: Dr. v. Hagen. Religion: Dr. Todtenhaupt.
 In den Pausen Declamation der Schüler.

Nachmittags von 2 Uhr ab:

Secunda inferior. Latein.: Dr. Weissenborn. Deutsch: Dr. Weissenborn.
 Secunda superior. Latein.: Stier. Geschichte: Dr. Schambach.
 Prima. Mathematik: Fahland. Horaz.: Osterwald.

Zu dieser Schulfeyerlichkeit beehrt sich der Unterzeichnete den Magistrat und das Stadtverordnetencollegium, die Eltern und Angehörigen unserer Zöglinge, so wie alle Gönner und Freunde der Jugendbildung im Namen des Lehrercollegiums ehrerbietigst und ergebenst einzuladen.

B. Vermehrung des

Die Bibliotheken, die s. g. Stadtschull
wie das physikalische Cabinet sind in etatsmäs
Für das Geschenk des K. Ministerium
buch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern
Stillfried und Dr. Traugott Maerker Vol. 1
Dank aus.

C. Lega

Den Gymnasialantheil an den Zinsen
rer der Rechenkunst und Geometrie in der S
Mathematicus Herr Oberlehrer Fahland. D
sind, wie oben in der Chronik bereits mitgeth

D. Die öffentlic

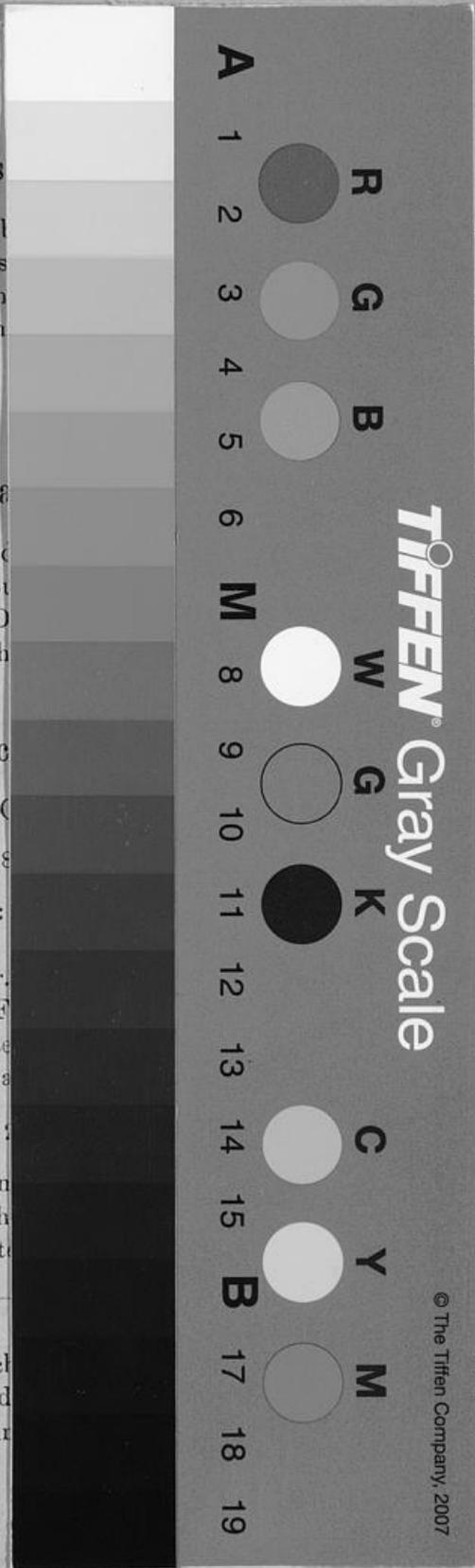
wird Dienstag den 8. April in folgender
Vormittags von 8

Sexta. Latein.: Dr. Todtenhaupt. Rechnen:
Quinta. Latein.: Dr. Seelisch. Geographie
Quarta. Latein.: Friedrich. Griechisch: Dr.
Tertia inferior. Latein.: Dr. Schambach. F
Tertia superior. Latein.: Dr. v. Hagen. Re
In den Pausen Declama

Nachmittags von 2

Secunda inferior. Latein.: Dr. Weissenborn
Secunda superior. Latein.: Stier. Geschich
Prima. Mathematik: Fahland. Horaz.: Ost

Zu dieser Schulfeyerlichkeit beehrt sich
das Stadtverordnetencollegium, die Eltern und
alle Gönner und Freunde der Jugendbildung in
tigst und ergebenst einzuladen.



TIFFEN® Gray Scale

© The Tiffen Company, 2007

so
n-
on
en
h-
ste
te
nd
vie
te-

Das neue Schuljahr wird Donnerstag den 24. April früh 8 Uhr eröffnet werden. Die Prüfung der neuangemeldeten Schüler findet Mittwoch den 23. April von früh 9 Uhr an im Gymnasium statt. Dieselben haben ihre letzte Censur, oder, falls sie eine höhere Lehranstalt besucht haben, ein Abgangs-Zeugniss und eine ärztliche Bescheinigung mit zu bringen, aus der hervorgeht, dass sie innerhalb der letzten zwei Jahre geimpft sind.

Mühlhausen, den 31. März 1873.

Der Director des Gymnasiums:

Prof. K. W. Osterwald.

